N12<527816591 021
LS
ubTÜBINGEN

Die Nilagiri
und die Basler Mission.

(I. Das Land und die Volksstämme.)

1. Die Berginsel.

Die evangelische Missionsgesellschaft von Basel hat im Jahr 1834 ihre Arbeiten in Ostindien begonnen. Sie ist zu diesem Schritt durch besondere providentielle Fügungen veranlaßt worden. Ihr erstes Arbeitsfeld war ihr einst in den kaukasischen Ländern des asiatischen Rußland angewiesen. Eine Reihe wichtiger Missionsplätze wurde dort Schritt für Schritt besetzt, und die ausgestreute Saat fieng eben an, herrliche Früchte zu tragen. Unter den Armeniern insbesondere (in Schuscha und Schamachi) begann schon ein neues hoffnungsreiches Leben des Geistes sich zu regen. Noch heute, nachdem die Basler Missionare seit mehr als 25 Jahren jene gesegneten Stätten ihrer ersten Arbeit verlassen haben, dauern die mächtigen Wirkungen des von ihnen gepredigten Wortes ununterbrochen fort. Aber die Eifersucht der russischen Geistlichkeit und der strenge unerbittliche Wille des Kaisers Nikolaus I setzte dem vielversprechenden Werke plötzlich ein Ziel. Alle unsere Missionare verließen das Reich, weil sie für die Evangelisation der heidnischen und armenischen Bevölkerung nichts mehr thun konnten und durften. Dieß geschah im Jahr 1833.

In demselben Zeitpunkt wurde die Ostindische Compagnie, welche damals noch das Scepter über die Millionen Hindustans schwang, durch die öffentliche Meinung Englands und dann auch durch den

Spruch des Parlaments genöthigt, auswärtige (nicht-englische) Missionare in ihren ostindischen Territorien zuzulassen. Bis zum J. 1813 duldete sie überhaupt keine Mission auf ihrem Gebiet. Von da an mußte sie, gezwungen durch den Entscheid der obersten Reichsbehörde, wenigstens geborene Britten oder solche Ausländer, für welche irgend ein angesehener Engländer persönlich Caution leistete, als Missionare zulassen. Zwanzig Jahre später (im J. 1833), als der Freibrief der Compagnie wieder erneuert wurde, fiel auch diese Schranke. Von nun an war den Friedensboten aus allen Nationen der Weg nach Indien geöffnet. Dieses Aufthun der Thüren dort fiel aber für die Basler Missionsgesellschaft in Einen Zeitraum zusammen mit dem gewaltsamen Verschließen der Pforten im asiatischen Rußland. Es war, als tönte der Ruf dessen, der nach Seinem Wohlgefallen aufthut und zuschließt, in den Kreis der Komittee herein: „So sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere.“ Man verstand den Ruf und folgte ihm. Denn zu gleicher Zeit hatte der Herr auch so reichliche Mittel in die Hände dieser Gesellschaft gelegt, daß sie auch darin ein Unterpfand des göttlichen Willens erkannte, der gerade diesen Weg sie gehen hieß.

Ganz Indien, in einer Ausdehnung, welche halb Europa gleich kam, lag offen vor der Kommittee. Wohin sollte sie sich wenden? Es war begreiflich, daß ihr Auge zuerst und hauptsächlich auf diejenigen Gebiete des ungeheuern Reiches fiel, in denen schon seit mehr als einem Jahrhundert deutsche Missionare (ein Ziegenbalg, ein Fabricius, ein Schwarz) gearbeitet hatten, — auf das Land der Tamulen in Süd-Indien. Diese Wahl schien um so natürlicher, als die dortige (dänisch-hallische) Mission seit geraumer Zeit in Folge der geistlichen Erschlaffung der deutschen Christenheit fast am Erlöschen war. Die zahlreichen eingeborenen Christengemeinden im Tamulen-Lande, einst so blühend und reichgesegnet, waren tief heruntergekommen, weil es an geistlichen Hirten fehlte, und weil die wenigen Missionare, die noch da waren, zum Theil selbst am Rationalismus und an geistlicher Verkommenheit krankten. Dorthin also schien der Finger Gottes die Basler Kommittee weisen zu wollen. Allein bereits hatten englische Gesellschaften (die kirchliche MG., die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Christenthums unter den Heiden und die Londoner MG.) den Boden besetzt und sich in das Erbe getheilt. Von Anfang aber glaubte die Basler MG. jenem Grundsatz des Apostels

Paulus folgen zu sollen, der nicht auf ein Arbeitsgebiet sich eindrängen wollte, das schon von Andern besetzt war. Auch war ja Indien noch groß genug, und der Gebiete, die noch von keiner Gesellschaft, von keinem Missionar betreten waren, gab es ja noch immer nur allzuviele. Ein freundlicher Fingerzeig eben derjenigen brittischen Missionsgesellschaften, welche das einstige deutsche Arbeitsgebiet in Süd-Indien sich nun erwählt hatten, wies uns auf die Westküste der Halbinsel, auf Karnätaca und das Malabar- (oder Maleälam-) Land. Hier war auf Hunderte von Stunden noch kein Missionar erschienen. Hier war ein von heidnischen Einwohnern wimmelndes Land; hier waren bedeutende Städte an der Küste, volkreiche Distrikte landeinwärts. Englischer Schutz, englisches Gesetz und englische wohlmeinende Beamte fanden sich hier und luden uns zum Kommen ein. So betraten am 31. Okt. 1834 die drei ersten Basler Missionare die Stadt Mangalur, den Mittelpunkt des lebhaften Handels an jener Küste, den Sammelplatz der kanaresischen und Tulu-Bevölkerung, den Ort, von dem aus leichte Verkehrswege nordwärts an der reichbevölkerten Küste hinauf bis an die Gränzen des Mahratta-Gebiets, ostwärts bis an die Ghatgebirge und südwärts in die Volksgebiete von Malabar führten. Ein brittischer Steuerbeamter in Mangalur, dem die Mission Herzensanliegen war, nahm die Brüder gastlich in sein Haus auf, unterstützte sie kräftig mit weisem Rath und freundlicher That, und half ihnen mit erfahrener Weisheit die ersten richtigen Spuren in dem Labyrinth der neuen fremdartigen Verhältnisse aufsuchen und finden.

Die Entwicklung unsrer indischen Mission, die sich seitdem über fünf Gebiete ausgebreitet hat, — über das Tulu-Land (oder Süd-Känara), das kanaresische Oberland (oder Süd-Mahratta), Malabar, die Nilagiri (oder blauen Berge) und über das Kurg-Land (im Osten von Mangalur) — diese Entwicklung zeigt überall dieselben Spuren der speziell eingreifenden, Alles ordnenden und leitenden Hand Gottes, wie sie schon in der ersten Wahl und Gründung dieser unsrer Mission sichtbar sind. Eine künftige Geschichtsdarstellung derselben wird dieß Schritt für Schritt darzulegen im Stande sein. Indem wir aber heute ein einzelnes Stück daraus, unsere Mission auf den Nilagiri, zu schildern uns anschicken, wird sich uns diese glaubenstärkende Ueberzeugung in besonders lebendiger Weise bestätigen. In dem vorliegenden Hefte ist es zunächst unsre Aufgabe, dieses insula-

risch aus der Ebene emporsteigende Gebirgsland und seine interessanten Volksstämme näher kennen zu lernen.*)

Die vorderindische Halbinsel erstreckt sich bis auf den 6. Grad nördlicher Breite in den indischen Ocean hinab. An den beiden Meeresküsten (im Osten und Westen) läuft als ihr steter Begleiter ein mächtiger Höhenzug hinab, unter dem Namen der Ghats. Da, wo beide Ghat-Ketten im Süden der Halbinsel nahezu zusammentreffen, werden sie durch einen Gebirgsknoten mit einander verbunden, der doch wieder inselartig von beiden getrennt ist. Es sind dieß die Nilagiri oder blauen Berge (von Nila = blau, giri = Berg), so genannt von dem blauen Dufte, in welchem sie von dem Tieflande her dem Auge sich darstellen. Denn schon aus weiter Ferne sichtbar erhebt sich dieses prachtvolle Hochgebirg majestätisch über die weiten anliegenden Ebenen im Süden, Westen und Osten, und bietet schon dem Seefahrer, der sich der Küste bei Kannanur oder Kalikut nähert, den erquickenden Anblick einer herrlichen Alpenregion dar. Es hat so ziemlich die Gestalt eines Dreiecks, dessen nördliche Seite sich fast in gerader Linie von Westen nach Osten zieht. Hier ist es durch

---

*) Quellen: Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte der Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie ꝛc. von Carl Ritter. Fünfter Theil, zweites Buch, Asien. Band IV, erste Abtheilung. S. 951 ff. „Es ist dieß," wie Ritter selbst sagt, „ein Versuch, über diese bisher in den Geographieen völlig unbekannt gebliebene Landschaft [die Nilagiri] zum ersten Mal eine nach allen vorhandenen Beobachtungen vollständige Monographie zu liefern." — Die überaus geistvolle Auffassung und Darstellung, welche Ritter hier giebt, mußte natürlich in manchen Beziehungen unvollständig bleiben, weil es damals noch an genügendem Material fehlte. Um so willkommener ist ein kleines unscheinbares Büchlein, das einer unsrer Basler Missionare vor Kurzem veröffentlicht hat unter dem Titel: „Die Volksstämme der Nilagiri, ihr soziales Leben und ihre religiösen Gebräuche. Mit einer Karte der Nilagiri, von J. F. Metz, evangelischer Missionar in Käty auf den Nilagiri. Basel, Verlag des Missionshauses. 1858." — Langer persönlicher Verkehr mit den Volksstämmen dieser Bergінsel haben Metz in den Stand gesetzt, viele überschwängliche Anschauungen Ritter's von der „patriarchalischen Redlichkeit, Offenheit, Geradheit und Würde" der Nilagiri-Stämme auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen. — Als weitere Quelle steht uns eine reiche Fülle handschriftlicher Berichte unsrer Missionare zu Gebot. Für die geographischen Verhältnisse der Nilagiri verweisen wir auf den Missionsatlas der Evang. Missionsgesellschaft in Basel, und auf das Specialkärtchen in dem angeführten Büchlein von Missionar Metz.

den nach Osten strömenden Mõjaru-Fluß, in dessen Thalsohle das Gebirge jäh abfällt, von dem Meisur-Hochland (im Norden) getrennt, und bildet für dasselbe einen über 8000 Fuß hohen Vorwall, der den Zugang zu dem Reiche von Meisur hütet. Mehr gegen Westen (auf der gleichen Nordgränze) schließen sich die Nilagiri fast unmittelbar an die letzten Ausläufer der Westghats an, an das sogenannte Wajanãdu (Wynãd),*) und sind für dieses, obwohl von ihm durch das Tiefthal des oberen Mõjaru und des nach Westen strömenden Beipur-Flusses getrennt, gleichfalls eine majestätische Vorburg.

Die Westseite des Nilagiri-Dreiecks, die mit der Nordseite beinahe einen rechten Winkel bildet, stürzt jäh und großartig in das heiße Tiefland von Malabar ab, das es mit Flüssen, Bächen und Bergwassern reichlich befruchtet.

Die dritte Seite des Dreiecks endlich zieht sich in der Richtung von Südwest nach Nordost, begleitet von dem gleichlaufenden Bhãwani-Strom, der den Fuß des Hochgebirgs bespült, und bildet an ihren beiden Endpunkten spitze Winkel. In dem südwestlichen Winkel erheben sich massenhaft und majestätisch die Konda-Gebirgsstöcke, die wie Riesen ins Tiefland hinabschauen, wenn auch oft mit ihren Häuptern in einen Kranz von Wolken verhüllt. In gleicher Weise läuft die Bergінsel im nordöstlichen Winkel, der durch den Zusammenfluß des Bhãwani mit dem Mõjaru gebildet wird, in mächtige Gebirgskuppen und massenhafte Aufthürmungen aus, deren Abfälle nach Südosten und Nordosten kühn, gewaltig und erhaben sind.

Gegen drei Seiten also, gegen Westen, Süden und Osten, liegt den Nilagiri offenes, weites Tiefland vor, in einer Ausdehnung von 20 bis 30 geographischen Meilen bis zum Meeresgestade: im Westen das Tiefland von Malabar mit den Küsten-Städten Kannanur und Kalikut, gegen Süden die Palmen-Ebenen von Koimbatur, Palghat und weiter hinab bis zum Cap Komorin, und im Osten die Koromandel-Ebene mit der Hauptstadt Madras; gegen Norden aber liegt, zwischen den auseinander gehenden Ost- und Westghats und gleichsam von ihnen umklammert, das hohe Tafelland von Meisur, 3000 Fuß über der Meeresfläche, mit den Städten Seringapatãm und Meisur.

*) Das ganze Wajanadu ist eine auf- und niedersteigende Hügelkette; auf den Gipfeln der einzelnen kleinen Hügel dieses Hochlandes liegen die Wohnungen von Europäern und Eingeborenen, während ringsum an den Abhängen üppige Kaffeepflanzungen gedeihen.

Der Fuß dieser Nilagiri-Berginsel und die ersten Vorhöhen werden auf allen Seiten von gigantischen Wäldern von Teak, Mango's, Ebenholz, Schwarzholz, Tamarinden und anderem Dickicht, sowie von Morastland und vieler Sumpfwildniß umzogen. Dieß ist die Region der Fieber und der Aufenthaltsort der Elephantenheerden, der Tiger und Leoparden. Denn die zahlreichen Bergwasser, die vom Gebirg herabkommen, werden hier gestaut und erzeugen zusammen mit der tropischen Hitze des Tieflandes auf dem so entstandenen Sumpfboden eine so üppige Vegetation und zugleich eine so sehr verderbenbringende Fieberzone, daß dieser Sumpfwald und Hügelsaum, abgesehen von der stets drohenden Nähe der Elephanten und Tiger, nicht ohne Gefahr durchzogen werden kann, wenn es nicht so eilig als möglich, und ohne ein Nachtlager oder auch nur einen längeren Rastort innerhalb desselben sich zu gestatten, geschieht. Dieser verderbliche Kranz der Fieberzone ist es, der bis in die neuere Zeit herein die Nilagiri, gleich einer unnahbaren Insel, mehr isolirt und vom Zugang der Europäer abgeschnitten hat, als es bei einer wirklichen Insel der Fall gewesen sein würde, und wäre sie auch mitten im sturmreichsten Ocean gelegen. Erst neuerdings ist diese waldumzingelte Alpenburg durch kühne Eingangspässe und treffliche Kunststraßen erreichbar geworden. Ist man aber erst einmal über jene Sumpfwald- und Hügelregion glücklich hindurchgedrungen, so weht uns bald erquickende Bergluft und höher hinauf wahrhaft stärkende Alpenluft an, bis man auf dem eigentlichen Hochplateau angekommen ist, wo die erhabene Gebirgsnatur all ihren wunderbaren Reiz vor uns ausbreitet.

In der äußersten Nordwest-Ecke erhebt sich zunächst der eigentlich sogenannte Nilagiri, von welchem das ganze dahinter liegende Massengebirge den Namen erhielt, und gerade südlich davon der Mukutti-Pik, etwa 7900 Pariser Fuß hoch, an den sich dann weiter in der Richtung nach Süden der Berg der Ayalanchen (d. h. Bergrutsch, sogenannt von einem vor Zeiten hier stattgehabten und in seinen Spuren noch deutlich erkennbaren Bergsturz) anschließt. Endlich wird diese nach Westen gekehrte Wand des Gebirgs an ihrem Süd-Ende abgeschlossen durch die Konda-Berge, von den Eingeborenen „Regengebirg" genannt, weil sie den Wolkendamm bilden gegen die von Südwest heraufstürmenden und hier anprallenden Regenmassen des Sommer-Monsun.

Von diesen Konda-Bergen zieht sich nun der dominirende Hauptzug des Gebirgs quer durch die Mitte der ganzen Nilagiri-Gruppe, in der Richtung von Südwest nach Nordost. Es ist die Centralkette, welche zugleich auch die Wasserscheidelinie des Gebirgs bildet, indem dadurch die Gewässer theils südlich hinab nach dem Bhâwanifluß, theils nordwärts nach dem Môjaru vertheilt werden. Diese Centralkette des Nilagiri-Plateau's, welcher noch mehrere untergeordnete Ketten parallel streichen, und innerhalb welcher mehrere ausgezeichnete Piks zwischen Engschluchten sich einsetzen, ist ganz gesondert von den Riesengipfeln der obengenannten Randketten. Die erhabensten Piks sind der Dodabetta (6751 Par. Fuß über dem Meer), der Kôtagiri (5785'), der Rangaswâmi im äußersten Osten und andere Berggipfel.

Am nördlichen Abhang des Dodabetta und somit auch der ganzen Centralkette liegt, recht in der Mitte des ganzen Gebirgsplateau's, die Hauptniederlassung der Europäer, Ottakamând. „Es ist," sagt Ritter, „der besuchteste und bekannteste Theil des Nilagiri-Hochlands. Dieses ist im Allgemeinen mit den lieblichsten Reizen einer milden kühlen indischen Alpenlandschaft auf einer mittleren Höhe von 6000 bis 7000 Fuß geschmückt, über welcher nur noch mäßige, höchstens 2000 Fuß höhere, leicht zu erreichende, meist sanft gewölbte Gipfelhöhen mit wenigen einzelnen hervorragenden Spitzen sich erheben. Diese Höhen sind überall reich bewässert und an ihren Gehängen mit Waldgruppen umsäumt; an ihrem Fuß lagern sich die weiten Hochthäler und flachen Einsenkungen, mit saftigen grünen Schweizermatten überzogen, während ihre Rücken und Gipfel noch überall mit den aromatischen Kräutern europäischer Zonen prangen. So wenig wie hohe, wilde, zackige Piks sich hier zeigen, ebenso wenig enge, wilde Schlünde oder weite Ebenen; überall, wie auf dem Plateau des Appenzeller Landes, ist dieses Hochland von Ketten, Wölbungen und Rücken milderer Höhen durchzogen, welche mit sehr verschiedenem Aufsteigen wie Welle auf Welle folgen und der höhern Centralkette zu beiden Seiten sich anlagern, während sich nach allen Seiten hin auch sanfte Thalsenkungen von den mannigfaltigsten Formen finden, die nach allen Richtungen reichlich mit Quellen versehen, von den klarsten, frischesten Bergwassern, Bächen und Flüssen durchzogen werden, mit zahlreichen Kaskaden und Windungen, die durch felsige Verengungen und Stromhemmungen leicht in Seen oder bei

dem Luxus der Vegetation in Moräste durch Aufstauung ihrer Wasser sich verwandeln. Zu einem klaren, schönen, großen See hat man den Zusammenlauf mehrerer Bergwasser im Thale bei Ottakamänd durch einen vorgezogenen künstlichen Damm gesammelt, der die Windungen der Thalformen nachahmend sich bald erweitert, bald verengt, von Hügeln, grünen Matten und Waldsäumen umkränzt, von kleinen Segelbooten befahren wird und die Reize dieses Gebirgslandes für die europäischen Ansiedler ungemein erhöht. Wie in der europäischen Schweiz von Cais aus über die grünen Wellen der Appenzeller Plateau-Landschaft gegen Südwest der hohe Säntis in größerer Ferne wild und gewaltig hervorsteigt, so bietet sich auch von Ottakamänd aus über die sanfteren grünen welligen Vorgründe gegen Südwest die Perspektive auf die hohen Konda-Gipfel dar, welche so häufig mit Wetterwolken umlagert sind; oder wenn man von Norden her auf dem Meisur-Paß heraufsteigt, fällt der Blick nach Süden zu über gleiches grünes welliges Alpenland durch die Thalwindungen bis zu dem heitern Gipfel des Dodabetta, der über Ottakamänd emporragt, von wo nun, über den östlicheren Bewybetta und andere Gipfel bis zum Kötagiri hin, sich das schönste Bergpanorama zu einem grandiosen Ueberblicke der Centralkette amphitheatralisch entfaltet. Der Anblick der letzteren ist für den, der von Norden (Meisur) her kommt, besonders prachtvoll, erhaben, majestätisch, zumal da hier zum grünen Fuß der Berghöhen sich der Anblick der vielen weißen Hütten und Häuser der europäischen Ansiedlung im Vordergrunde gesellt, wodurch die schöne wilde Natur noch höhere Reize durch den Contrast der beginnenden Kunst empfängt. Ueber diesen Ansiedlungen treten aus den Bergklüften der Gehänge überall schattige Waldgruppen und Haine hervor, die aus der Ferne unburchdringlich erscheinen und vielfach vertheilt und unterbrochen das Bergpanorama auf das mannigfaltigste schmücken, indeß über denselben alle Bergrücken und Piks mit dem reichsten Alpenteppich der Matten überzogen sind, indem hier nackte, zerrissene Felsbildung ebenso fehlt, wie die ewige Schneezone, und selbst die obersten Bergrücken und Spitzen noch eine Erdschicht von 8 bis 10 Fuß Mächtigkeit tragen, welche zur Folge hat, daß sie überall mit der schönsten Rasendecke geschmückt sind."

Was das Klima der Nilagiri betrifft, so gehört es, ungeachtet diese Berginsel nur 11 Grade vom Aequator entfernt und somit in Mitten der tropischen Zone liegt, zu dem gesundesten und erquickend-

sten innerhalb der Aequatorial-Region. Die mittlere Temperatur von Ottakamänd und des centralen Gebiets der Nilagiri überhaupt ist 13° Reaumur (56° Fahrenheit); die größte Hitze steigt nach Ritter nur auf etwa 16°;*) die größte Kälte fällt im December (bei Schneefall vor Sonnenaufgang) bis auf 3° unter den Gefrierpunkt. Die äußersten Extreme der Temperatur sind somit sehr gering, und der Wechsel an einem Tage oft kaum eine Linie auf dem Thermometer. „An Gleichartigkeit der Vertheilung der Temperatur durch den ganzen Tag und durch das ganze Jahr ist wohl kein anderes gleich kühles Klima dem der centralen Nilagiri gleich." .. „Diese sich immer gleich bleibende milde Frühlingstemperatur des Nilagiri-Klima's wirkt überaus günstig auf jede Constitution, zumal aber auf den menschlichen Organismus des Europäers, der als Reconvalescent aus der schwülen Tropenglut des Tieflands auf dieser kühlen Bergsinsel seinen Aufenthalt nimmt oder dort auf längere Zeit sein Asyl findet. Da athmet der Reisende, obwohl noch immer nur 11—12 Grade vom Aequator entfernt, doch schon eine reine, elastische frische Alpenluft, und ist entzückt über das wiedergefundene europäische Klima mit all seinen seligen Erinnerungen verschwundener Jugendzeit. Auf dem erhabenen Rücken des Hügellandes der Centralkette hat er die höheren, leichteren Luftschichten schon erreicht, unter welchen die Region der schweren Regenwolken zurückbleibt, während in der Tiefe die Zone der Nebel und der bösen Miasmen sich entwickelt und entfaltet, welche die Fieberregion der Bergfäume ist. Oft schaut man von den Gipfeln der Nilagiri herab auf ein Wolkenmeer, mit dem das Tiefland bedeckt ist, indeß die Centralkette hier oben frei von Nebeln und Dünsten sich eines ungemein klaren und heitern Himmels den größten Theil des Jahres hindurch erfreut und nur von kurzen Schauern getrübt wird." (Ritter.)

Besonders wichtig aber ist die Lage der Nilagiri dadurch, daß sie gerade in die Mitte zwischen den beiden Monsuns, dem von Südwest heranstürmenden und dem von Nordost daherbrausenden, gelagert sind. Sie nehmen strichweise an beiden theil, und sind doch

*) Es ist dieß ein Irrthum, indem in den Thal-Einsenkungen, welche die freie Luftströmung verhindern, die Hitze oft ebenso groß ist, als in dem Tiefland. Nur auf den hochgelegenen Punkten, wo die Strömungen der Luft freieren Lauf haben, ist stets die Hitze gemildert und mäßig.

von keinem derselben völlig beherrscht. Während durch diese Monsuns die beiden Küstenebenen von Malabar und Koromandel bald unter Wasser gesetzt und ertränkt zu werden in Gefahr sind, bald aber von Trockniß verschmachten, und der Himmel zu glühendem Erz, die Erde zu glühendem Eisen wird, führen beide Regenzeiten den Nilagiri eine gemäßigte, aber hinreichende Wasserfülle, über das ganze Jahr vertheilt, zu und erhalten diesem Hochland einen ewigen Frühling. Trockene Lüfte sind im Jahre die vorherrschenden; sie werden aber von den kürzeren Regenschauern immer wieder wohlthätig unterbrochen. Freilich, wenn die Südwest-Monsunstürme von Mitte Juni bis December an die Kouda-Berge aufschlagen, da ist es auch weiter ins Innere hinein öfters stürmisch und unangenehm auf diesen Höhen, doch selten so, daß dadurch ein Spaziergang ins Freie völlig gehindert würde. Denn die Vorburg der Kouda's hält den Anprall der Stürme und Wetterwolken auf und läßt nur vereinzelte Stöße und Schauer zwischen den Pässen und über die Bergsättel hindurch. Bei den kalten Nächten ist dann am Morgen, wie am Abend, ein Kaminfeuer sehr angenehm. Den Winter erkennt man auf den Nilagiri am Welk- und Gelbwerden des Grases, welches dann Ende Februar, wenn die letzten Frostmonate vorüber sind, sich schnell wieder zum grünen Teppich eben dann aufthut, wann in der Ebene des Tieflands die heißen Winde jede Vegetation zu versengen beginnen. Für Kranke und Reconvalescenten sind freilich immer noch Vorsichtsmaßregeln nöthig, und auch der gesunde Europäer wird sich in Flanell zu kleiden veranlaßt fühlen. „Er ist hier oben (sagt Ritter, und die Erfahrungen unserer Missionare bestätigen es) leicht Schnupfen und Katarrhen unterworfen, die aber ohne alle Gefahr sind und von den leichten Erkältungen in der feinen dünnen Luft herrühren; constante Fieberpatienten, die aus dem Tiefland heraufkommen, haben diese Plage stets verloren und nicht leicht Rückfälle bekommen. Die bleichen Kinder wurden stets rothwangig." . . .

„Die Reinheit der Alpenluft auf diesen Bergen bestätigt sich auch durch die wundervollen Mondscheinnächte, zumal im März, April und Mai, wie durch das hellere Leuchten der Sterne und durch den Lichtglanz der Planeten. Die Elasticität der Luft zeigt sich durch die außerordentliche Distanz, bis zu welcher der Schall der menschlichen Stimme in der verdünnten oberen Atmosphäre getragen wird, — eine Wirkung in die Weite, die in der schweren untern Luftschicht

der Niederungen Indiens unbegreiflich ist. . . . Die kräftigen Reden der Hirten schallen weit hinüber von den Berghöhen zu andern Bergzinnen, über die Thäler hinweg, wie einst Jotham von der Höhe des Garizim, oder David und Abner von den Hügelspitzen Juda's herab in weiter Ferne zu großen Versammlungen redeten. Solcher Elasticität der Lüfte mag auch die wachsende Energie der Patienten, die freudige Gemüthsstimmung der Reconvalescenten wie der Gesunden, sowie der gute lustige Humor zuzuschreiben sein, welcher die Ureinwohner des Gebirgs (die Toda's) gleich den Appenzellern so sehr vor allen übrigen Bewohnern Indiens auszeichnet und sie öfter als Andere zum lauten Lachen bringt." (Ritter.)

Daß in einem so eigenthümlich begünstigten Klima und auf einem Boden, wo die Fruchterde überall so tief und reich ist, auch die Pflanzenwelt einen besonderen Reiz darbieten müsse, ist begreiflich. Es begegnen sich auf den Nilagiri die üppigen Erzeugnisse der tropischen Welt und die Produkte des milderen Theils von Europa. Während am Fuße des Gebirgs und in den umkreisenden Thälern die Sumpf- und Waldwildniß (Dschangel) vorherrscht, treten auf den nächsten Vorhöhen oder der ersten Stufe der Vorberge die gigantischen Wälder von Teak, Tamarinden, Mango, Ebenholz und Bambus auf. Hier ist die Region der Waldesdickichte, der mächtigen kolossalen Schlinggewächse, der Lianen und der Dorngebüsche; es ist zugleich die ungesunde Fieberregion. Nadelholz fehlt überall gänzlich. Ueber dieser untern Waldzone steigt eine zweite höhere und gesündere empor, und erst über dieser beginnt die vierte „vegetative Region", ohne Wälder. Hier begegnet dem Auge des Europäers alle die Lieblichkeit und Anmuth seiner heimathlichen Pflanzenwelt, nur gesteigert durch die Pracht und den Glanz reicherer, üppigerer Farben und Formen. An Kornarten gedeiht Weizen, Gerste, Hirse, Senf und Erbsen. Reis kommt dort oben nicht fort. Alle europäischen Gemüse gedeihen vortrefflich und zu außerordentlicher Größe. Auch für einige europäische Obstarten ist das Klima günstig; diejenigen Obstsorten, welche in kürzerer Zeit reifen, wie Johannisbeeren, Pflaumen, frühe Aepfel, Pfirsiche ꝛc. tragen köstliche Frucht, dagegen hindert bei vielen andern die einfallende Regenzeit das Reifwerden der Früchte. Auch Reben wachsen zwar üppig, aber sie kommen nicht zur Blüthe und tragen deßhalb keine Frucht. Orangen kommen nur an dem Nordabhang der Nilagiri vor, wo in dem deßhalb sogenannten Orange-

Valley Limonen, Citronen und Orangen, wie in einem italienischen Klima, freiwillig und üppig gedeihen. Kartoffeln kommen auf dem Gebirge vortrefflich fort und sind eine besondere Wohlthat. An den tieferliegenden Abhängen wächst der Kaffeebaum in trefflicher Fülle und ladet zu Plantagen ein.

An Zimmerholz sind die Waldungen des Gebirgsplateau's ungemein reich. Riesengroße mächtige Stämme erheben sich überall. Was aber diese oberen Wälder vor denen der Niederung auszeichnet, ist der Umstand, daß kein Unterholz, kein Schlinggewächs, kein Dorngebüsch sie zu undurchdringlichem Dickicht macht; sie sind vielmehr überall leicht zu durchwandern, „schattig, aber rein, wo nicht etwa ein vermoderter Rhododendron-Strauch, der sich ganz mit Moosen bedeckt hat, den Weg versperrt." Die Gebirgshöhen sind mit Farrenkräutern und Moosen wie bedeckt, während zwischen hinein köstliche Alpenblumen und duftige Kräuter Aug' und Geruch erfreuen.

Was die Thierwelt der Nilagiri betrifft, so hausen, wie schon öfters erwähnt, in der untern Waldzone die Elephantenheerden, die Leoparden und Tiger; nur die beiden letzteren verirren sich zuweilen, wenn sie dem Hochwild der Dam- und Rothhirsche nachjagen, die auf den größeren Höhen in zahlreichen Rudeln ihr Asyl finden, bis in die Gegend von Ottakamänd. Nur in den südwestlichen waldreichen Konda-Bergen sind diese Bestien noch zahlreicher, und hier gesellen sich nicht selten auch Bären zu ihnen. Auch eine Art schwarzer Affen steigt bis in die obersten Wälder der Plateauhöhe hinauf, wo sie ihre bärtigen Fratzen voll Neugier unter dem Laub gegen den Wanderer vorstrecken und mit ihrem Geklaff und Geschnatter die Wälder erfüllen, während Schaaren von Eichhörnchen mit ihrer anmuthigen Behendigkeit scherzend sich von Zweig zu Zweig schwingen, und die Drosseln und Amseln ihr volles kräftiges Lied pfeifen. Hyänen, Wölfe, Schakals und Füchse durchstreifen zahlreich die Waldungen. Das Rothwild ist von außerordentlicher Schönheit. Wilde Schaafe und Ziegen von sehr wilder scheuer Art soll es viele geben, während das gezähmte Schaaf den Heerden der Nilagiri gänzlich fehlt. Auch die gezähmte Ziege ist selten. Auffallend ist, daß auch der zahme Hund den Hirtenvölkern dieser Gebirge gänzlich mangelt, während der wilde Hund in Koppeln zu Dutzenden, zu einer Jagdpartie auf eigene Hand vereint, die Wälder durchstreift und seinem Wilde nachjagt. „Ich sah auf unsrer Reise durch diese Wälder," schreibt

uns kürzlich eine Missionsfrau, „fünf wilde Hunde, eine Art Wölfe von sehr schönem Braun und mit buschigem schwarzem Schweif. Als sie uns nahen hörten, erhoben sie sich aus dem Gras, in dem sie gelagert waren, und betrachteten uns mit Neugierde. Sie sind sehr schön, aber auch sehr wild, und fallen nicht selten Kühe, ja sogar Menschen an, um sie zu zerreißen." Das wichtigste gezähmte Hausthier ist der Ochs, besonders aber der Büffel, von der schönsten gewaltigsten Rasse; er macht in zahlreichen Heerden den größten Reichthum des dortigen Hirtenvolks (der Toda's) aus, und genießt, wie wir später sehen werden, eine Art göttlicher Verehrung. Wenigstens ist die Büffelmilch das Heiligste, was sie ihren Göttern darbringen können. Außer ihm ist nur noch die Katze ein bei den Eingeborenen einheimisches Hausthier. Hausgeflügel fehlt ihnen gänzlich, während doch der Haushahn mit seinen Hennen alle Wälder bevölkert. An Pfauen, Rebhühnern und andern Hühnerarten ist kein Mangel in den Waldungen. Adler, Geier und Falken kreisen überall in den Lüften und sammeln sich in Menge, wo ein Aas zu finden ist. Waldtauben, Schnepfen, Wachteln, Amseln, Drosseln, Lerchen, Schwalben und der unvermeidliche Sperling, — sie alle erinnern den Europäer an die Heimath, und Manche glauben, selbst den süßen Ton der Grasmücke und den schwermüthigen Schlag der Nachtigall auf den blauen Bergen vernommen zu haben.

Von Schlangen ist nur eine kleine, grüne, aber unschädliche Art dort oben wahrgenommen worden. Auch die furchtbare Plage der Muskito's steigt nicht bis auf diese reinen Alpenhöhen, so wenig als die weiße, rothe oder schwarze Ameise (Termite), diese Pest des Niederlandes. Dagegen werden die wunderbar schönen Sommernächte durch Myriaden der schönsten Leuchtkäfer verherrlicht, deren ab- und zunehmendes Licht, bald durch die Lüfte kreisend, bald auf Busch und Rasen sich niederlassend, die Landschaft in eine Feenwelt zu verwandeln scheint.

2. Der Hirtenstamm der Toda's.

Diese ganze paradiesische Berginsel, doppelt reizend und köstlich durch ihre Lage in Mitten eines niederdrückenden, entnervenden Tropenlandes, ist auffallender Weise bis zum Jahr 1819 den Europäern fast gänzlich unbekannt geblieben. Von 1799 an, wo dieses ganze

Gebiet in den Besitz der Britten übergieng, sahen die englischen Beamten zwanzig Jahre lang täglich von den heißen Ebenen Koimbaturs aus diese blauen Höhen und ließen selbst die Abgaben des herrlichen Berglandes eintreiben, ohne sich nur die geringste Kenntniß desselben zu erwerben. „Ihre so späte Entdeckung," sagt Einer aus ihrer eigenen Mitte, „charakterisirt recht schlagend die Apathie und Ignoranz der früheren Zeit hinsichtlich des brittischen Territorialbesitzes in Indien." Nach 20 Jahren Besitz drangen zwei junge Beamte von Koimbatur aus im Monat Januar unter großer Mühsal in das Bergland ein, um einem flüchtigen Poligar (großen Grundbesitzer) nachzusetzen, der sich gegen einen der brittischen Unterthanen vergangen hatte und nun im Gebirg sein Asyl suchte. Sie fanden ihn in der Nähe von Kotagiri, am äußersten Ost-Ende der Nilagiri. Sie hatten genug von der Alpenschönheit dieser Gebirge gesehen, um sich zu wiederholten Ausflügen dahin angetrieben zu fühlen und auch Andere zum Genuß der erquickenden Bergluft zu reizen. Der erste Europäer, der seinen Wohnsitz für längere Zeit dahin verlegte, war der Obersteuerbeamte, Herr Sullivan von Koimbatur. Er machte, wie Metz erzählt, ums Jahr 1820 eine Rundreise in dem an das Meisur-Land angrenzenden Distrikt von Colligal. Dort traf er mit einer Anzahl Badaga's von den Nilagiri zusammen, die dahin gekommen waren, um den Ertrag ihrer Felder zu verkaufen. Als einer der Eingeborenen bemerkte, wie sehr Sullivan von der Hitze litt, lud er ihn ein, die „blauen Berge" zu besuchen; denn dort, sagte er, sei es so kalt, „daß das Wasser in Glas verwandelt wird." Der Beamte, schon zuvor durch die Berichte jener ersten glücklichen Entdecker gereizt, entschloß sich, die Einladung anzunehmen und zog in die wilde Bergregion besuchsweise hinauf. Je mehr er aber den wohlthätigen Einfluß des kühleren Klima's erfuhr, desto mehr reifte in ihm der Entschluß, sich dort förmlich anzusiedeln. Er erbaute sich an einer der reizendsten Stellen des Gebirgsplateau's eine nach englischem Styl eingerichtete Wohnung, hielt sich während der heißen Jahreszeit daselbst auf und machte damit den Anfang jener jetzt so berühmten Heilstation (Sanatarium), die nun den Namen Ottakamänd trägt. Andere folgten. Botaniker durchforschten das Gebirg, Meteorologen beobachteten die Temperatur und die atmosphärischen Verhältnisse, Geographen bestimmten die Höhen und andere topographische Fragen, und endlich trat die Regierung mit ihren

Mitteln und Kräften ein, um die Pässe nach der Gebirgslandschaft durch prächtige Heerstraßen zu eröffnen. Die Furcht vor dem Durchpaß durch den untern Waldgürtel, dessen Elephanten und Raubthiere, und dessen tödtliche Fieber bis dahin Gesunde und Kranke zurückgeschreckt hatten, verschwand, weil man nun auf trefflich gebahnter Straße schnell und ohne Aufenthalt hindurcheilen und vor Einbruch der Nacht die vorderen fieberfreien Höhen erreichen konnte. Durch die mächtigen Urwälder von Teak- und Tamariudenbäumen, wie durch die schlanken anmuthreichen Bambushaine waren breite gute Wege gebahnt; in die Felsenabhänge wurden im Zickzack Kunststraßen gehauen, über die Waldströme und Wildbäche führten sichere Brücken, und an den Hauptruhepunkten wurden Bängalo's (trefflich eingerichtete Reisehäuser) zum Uebernachten errichtet. Wenn man aber heutiges Tags auf einem der prächtigen Hügel über Ottakamänd steht und überschaut den hügel- und bergumkränzten welligen Thalgrund mit den reichen, weißen, comfortablen Wohnungen der Europäer auf allen grünen Anhöhen, beschattet von Prachtbäumen, umgeben von reizenden Gartenanlagen, durchkreuzt von hundert anmuthigen weichen Pfaden und Fahrstraßen, belebt von den klaren Bergwassern und dem glänzenden Auge des Ottakamand-Sees, und dieß Alles überragt von der stattlichen gothischen Kirche, zunächst aber im Süden den gewaltigen Bergkegel des Dodabetta, im Westen den ernsten Mukutti-Pik, im Südwesten die wolkenumhängten Gebirgshäupter der Kouda-Berge; — und durch all dieß hindurch die fröhlichen Reiter und Reiterinnen, die schmucken Pony-Gefährte, in denen frisch aufathmende Recouvalescenten die balsamische Luft trinken, und die Schaar rosiger blühender Kinder, die hier oben ihre europäische Farbe und Freudigkeit wieder gewonnen, — und etwa am Sonntag Morgen das harmonische Geläute der Kirchenglocken, und auf allen Straßen und Fußpfaden die andächtige Schaar der Kirchgänger, die zum Hause Gottes eilen: ja, da ist man versucht, sich in ein Paradies Gottes auf Erden versetzt zu glauben.*)

*) „Ottakamand," sagt Ritter, „verbindet mit seinen klimatischen und lokalen Vorzügen die Umgebung einer Alpennatur in grandiosem Styl, dem nur die noch höher emporragenden Gipfel der Schneefelder fehlen, welche ihm jedoch wieder andere Nachtheile zuführen würden. Von den erhabensten Gebirgsformen amphitheatralisch umkränzt, von den reizendsten Abwechslungen, von sanften Bergrücken und schweigenden Thalweiten nahe umgeben, nach allen Richtungen mit

Allein auf diesem glänzenden Gemälde liegen tiefe dunkle Schatten. Die europäische Ansiedlung in Ottakamänd ist eine exotische Pflanze, die dort oben in Mitten einer furchtbar verwilderten moralischen Wüstniß vereinsamt steht und bis jetzt fast ganz und gar ein Fremdling geblieben ist. Die eingeborene Bevölkerung der Nilagiri, so hoch gepriesen von dem großen ehrwürdigen Geographen, Karl Ritter, ist eben ein Heidenwolf, behaftet mit allen Schäden und allem Elend des Heidenthums. Schön sagt zwar derselbe geistvolle Geograph: „Vielleicht ist es eine weise Leitung der göttlichen Vorsehung, daß durch diesen Zauberkreis [nemlich die tödtliche Fieberregion des untern Bergsaums] das selbstsüchtige Europäergeschlecht in Indien so lange abgehalten wurde von der Einfalt des patriarchalischen Hirtenvolkes dieser Alpenhöhen, bis die gehobenere humanere Civilisation der Gegenwart herangereift war, um nicht mehr wie vordem jedes unmündige Geschlecht neu entdeckter Völker sogleich auszurotten, oder doch zu verderben, oder mit den Lastern europäischer Civilisation zu vergiften, wie dieß mit so zahllosen Völkerstämmen in den verschiedensten Zonen der Erde nur leider zu oft der Fall war. Sollte man bei dieser besondern Leitung der Vorsehung nicht auch einen besondern Fingerzeig erkennen, daß das in seiner wilden Nacktheit erhaltene, friedliche, rechtliche, für heilige Gefühle gleich dem Germanenstamm ungemein empfängliche Hirtenvolk, frei von dem Verderben des hindustanischen Götzendienstes, von der dort so tief eingewurzelten Seelenwanderungs-Lehre und dem Kastenunwesen, als ein zu höheren Bestimmungen auserwähltes und für das Evangelium zugänglich gebliebenes betrachtet werden müsse? Dieses würde dann doppelte Ansprüche auf die Weisheit eines .. Gouvernements

grünen Wiesen überdeckt, von murmelnden klaren Gebirgsbächen durchrieselt, oder von wilderen Bergwassern in kleineren Kataraften durchbrochen, nach allen Richtungen längs der Berghänge bis in die Thaltiefen mit den mannigfaltigsten Gruppen von lieblichen Wäldchen bekleidet, die ungemein malerisch die Anhöhen hinan, die Senkungen hinab ziehen, in kreisrunden Trupps zusammenstehen oder in halbmondförmigen Kreisen den Fuß der sanftgeschwungenen Berge umgeben, an deren Waldsaume bewegliche Rudel der schönsten Hirsche und Elkthiere, auf deren Wiesen zahlreiche Heerden der kolossalsten Büffel ihrer Nahrung nachgehen, von athletischen Gestalten männlich schöner, arkadisch einfach gekleideter, halbnackter Schäfer mit griechischer oder römischer Gesichtsbildung geleitet, bietet sich hier allerdings ein von allem Indischen sehr abweichendes Naturschauspiel dar." (S. 998f.)

zu machen haben, dem .. nun bei dieser so einzig sich darbietenden Gelegenheit die Verpflichtung auflage, jene Schuld der Zeit zu tilgen durch Verfolg höherer Weisheit. . . ." So weit ist Alles vortrefflich, was Ritter sagt, obwohl das Bild der Ureinwohner der Nilagiri allzu phantastisch ins Schöne gemalt ist. Allein nun fährt er in ebenso schwerfälliger Sprache als schwer begreiflicher Anklage gegen die Mission fort: Das indobrittische Gouvernement solle die Schuld früherer Zeit tilgen durch Verfolg höherer Weisheit, — „nicht aber etwa soll es durch Einschleichenlassen der nur zu gewöhnlichen Einseitigkeit des bisherigen Missionswesens, unter dem Schein der Bekehrung, jedem Entgegenreifen (nicht in die Formeln der besonderen Kirche, sondern in das Reich Gottes, der Wahrheit und des Lichts durch Jesum Christum) den Weg noch erschweren!"

Es soll also das „friedliche, rechtliche, für alle heiligen Gefühle ungemein empfängliche Hirtenvolk" der Nilagiri allerdings „bekehrt" werden, ja es soll „eingeführt werden in das Reich Gottes, in das Reich der Wahrheit und des Lichts durch Jesum Christum," und zwar durch das „Evangelium", für welches dieses Hirtenvolk besonders „zugänglich geblieben" sei; aber das Alles doch ja nicht „durch das bisherige Missionswesen", das die Regierung um keinen Preis soll „einschleichen lassen". — Nun, auf welchem andern Wege denn? Werden etwa die brittischen Gouverneure selbst und die Steuereinnehmer, die Richter und Offiziere den Eingeborenen das Evangelium zu predigen haben? Oder werden die sparsam vertheilten Regierungskaplane, die in den Hauptstädten und in den Garnisonen sich finden, dem Hirtenvolke in seine abgelegenen schmutzigen Dörflein auf den Gebirgshöhen und in den Bergschluchten nachgehen und sie ins Reich Gottes einführen? Werden sie dem Volke das „Evangelium" in seiner Muttersprache geben, seine Knaben und Mägdlein in Schulen sammeln, den einzelnen Seelen mit unermüdlicher Geduld und Treue nachgehen? Oder giebts einen andern Weg, einen „Verfolg anderer höherer Weisheit", um die Toda's und Badaga's der Nilagiri „ins Reich Gottes einzuführen?" — Ja, nur nicht „das bisherige Missionswesen dort einschleichen lassen!" Mit diesem schreckhaften, und doch so völlig unklaren und unbestimmten Wort malt man die Mission überhaupt beliebter Maaßen ins Schwarze und überläßt es jeder ungeordneten Phantasie, sich alles mögliche

Schlimme, alles Abscheuliche und Verderbliche unter dem „bisherigen Missionswesen" zu denken. Wenn aber dennoch ein tiefverkommenes Volk, wie die Eskimo's und Grönländer, oder ein elendes, jämmerlich gequältes Geschlecht, wie die Indianer Nordamerika's und die Negersklaven Westindiens, oder eine barbarische Nation von Menschenfressern, wie die Neuseeländer und die Südsee-Insulaner, — wenn sie dennoch durch das „bisherige Missionswesen" für die Humanität, für die Civilisation und für das Reich Gottes gewonnen werden und gewonnen worden sind, ja dann preist man die Namen eines Hans Egede, eines Matthäus und Christian Stach, eines Eliot und Brainerd, eines Dober und Nitschmann, eines John Williams und Samuel Marsden, — und ein Gouverneur von Neuseeland (Captain Hobson) muß bei der Rede, womit er die erste gesetzgebende Versammlung in der Hauptstadt Auckland (14. Dez. 1841) eröffnete, ehrlich es aussprechen: „Wie verschieden man auch über den Werth und die Arbeiten der Missionare denken mag, so kann doch darüber kein Zweifel sein, daß sie diesem Lande [Neuseeland] wichtige Dienste geleistet haben, und daß ohne sie es jetzt keine brittische Kolonie auf diesen Inseln geben würde." So baut man wohl der Propheten Gräber und schmückt der Gerechten Mähler, aber es muß den Weisen unserer Zeit eben doch gesagt werden: „Verfolget eine andere höhere Weisheit, und lasset das bisherige Missionswesen ja nicht einschleichen; denn dieses „erschwert" einem Volke nur noch den Weg, daß es nicht „heranreifen kann zum Reiche Gottes." Nun, der Herr wird entscheiden; Ihm können wir's getrost überlassen.

Doch wir wenden uns zu den Volksstämmen, die das Bergland der Nilagiri bewohnen. Es sind vier verschiedene, nach Abstammung, Sitte und Lebensweise wesentlich von einander abweichende Volksgenossenschaften, welche seit unvordenklicher Zeit sich dort oben angesiedelt haben:

1. Die Toda's, jetzt noch etwa 1000 Seelen zählend;
2. Die Badaga's, der zahlreichste Stamm mit wohl 15,000 Seelen, die in etwa 300 Dörfern zerstreut wohnen;
3. Die Kota's (Köhata's = Kuhschlächter); und
4. Die Kurumba's.

Diese vier Stammgenossenschaften sind nicht eigentlich durch verschiedene Distrikte, die sie etwa auf den Bergen bewohnen, von einander getrennt; vielmehr liegen die Dörfer der einzelnen Stämme

fast über das ganze Gebirgsland zerstreut. Doch sind die Dorfschaften immer nur von den Gliedern Eines Stammes bewohnt.*)

Der merkwürdigste dieser Bergstämme ist unstreitig derjenige der Toda's. Sie sind das einheimische Hirtenvolk der Höhe, die Ureinwohner, die Herren der Berglandschaft und seiner Weiden und Wälder, und als solche auch von den andern, obwohl viel zahlreicheren Stämmen angesehen und anerkannt. Ritter sagt von ihnen, „daß kein Brahmanismus, keine Lehre von Schiwa und Wischnu, kein Dogma der Seelenwanderung, keine Kasteneinrichtung bei ihnen eingedrungen sei, daß sie als ein athletisches Geschlecht eines ungemein schön gebauten und kräftigen Menschenschlages den Hindu ebenso weit in ihrer physischen Constitution überragen, als sie ihm in Offenheit, Biederkeit, Freimuth, Frohsinn, Wahrheitsliebe, Rechtlichkeit, Einfalt der Sitten und Gedanken, wie an religiösem Sinn, — bei aller Rohheit, Unwissenheit und eigenem Aberglauben — um Vieles vorangehen."

Es erinnert uns diese glänzende Charakteristik unwillkührlich an die „patriarchalische Unschuld und Sitteneinfalt" der Südsee-Insulaner, wie sie in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts uns von den Seefahrern, namentlich dem Weltumsegler Cook geschildert wurde, oder an die „bezaubernde Liebenswürdigkeit, die Güte und den Sittenadel" der Lutschu-Insulaner, wie sie Basil Hall im J. 1816 gezeichnet und damit alle Welt entzückt hat. Wer die Natur des Menschenherzens kennt, namentlich so lange dasselbe des erleuchtenden und heiligenden Lichtes der göttlichen Offenbarung, ja auch nur der still, aber mächtig wirkenden Zucht christlich socialer Ordnungen und Schranken ermangeln muß, der weiß von vorne herein, daß ein so schön gezeichnetes Bild von einem Heidenvolke nur in der Phantasie eines wohlwollenden Gemüths, nicht aber in der Wirklichkeit vorhanden ist. Es ist auch nicht zu verwundern, daß Berichterstatter,

*) Das gesammte Hochland der Nilagiri wird in vier Distrikte oder Naads getheilt: 1. Das Maladu, welches die nordwestliche Ecke des Gebirgs umfaßt; 2. das Todanadu, das östlich daran anstößt und bis an die Centralkette im Süden reicht; 3. Das Paranganadu, im äußersten Nordosten und Osten; 4. das Mekanadu, längs dem Südost-Rand. Zuweilen wird auch 5. von einem Kondanadu geredet, welches die südwestliche Ecke mit den Konda-Bergen umfaßt. Ueber alle diese Naads sind die verschiedenen Stämme in Dörfern und Ansiedlungen vertheilt.

die soeben aus der moralischen Sumpfregion der Hindustämme des Tieflandes heraufkamen und nun plötzlich das frische kräftige Geschlecht der Toda's vor Augen hatten, von Bewunderung hingerissen wurden, zumal da sie die Sprache dieses Volkes nicht verstanden und somit in die innere Welt ihres häuslichen, sittlichen und religiösen Lebens gar nicht tiefer einzudringen vermochten. Wie sehr schwindet aber die Bewunderung auf ein Minimum zusammen, wenn der Missionar Jahrzehnte lang mit dem Volke lebt, seine Sprache redet und versteht, sein innerstes geheimstes Leben beobachtet und daran den allein gültigen Maßstab — nicht eines unklaren Humanitätsprincips, sondern der christlichen Wahrheit und Gerechtigkeit legt! Er wird unzweifelhaft dem natürlich Edlen, das bei einem Volke sich findet, mit Freuden sein Recht widerfahren lassen; aber der Glanz dieses natürlichen Adels wird ihm immer mehr zu einem schwachen Phosphorlichtlein erbleichen. Doch treten wir der Sache näher.

Die Toda's sind ein schön gebautes, muskulöses, in seinen Bewegungen kühnes und gewandtes Geschlecht, mit großen lebhaften Augen, mit schwarzem Bart und feinem buschigem Haupthaar, das auf dem Scheitel getheilt nach allen Seiten in Locken herabfällt. An Körperkraft gleichen sie den Sennen der Schweizeralpen. „Oft spielen die Jünglinge mit ihren gewaltigen Büffeln; drei bis vier junge Männer kämpfen mit den wüthendsten, ergreifen sie beim Schweif oder den Hinterfüßen, und werfen sie um. Ernstere Kämpfe sind es bei den Todtenfeiern, wo zwei Männer jeder ein Horn des zum Opfer versehenen Büffels mit der einen Hand faßt, mit der andern in die Knorpel seiner Nasenlöcher greift, und so das widerstrebende Thier, oft lange bis aufs Blut kämpfend, zum Todtenopfer führt. Mit der größten Leichtigkeit springen und laufen sie über Wiesen und Berge hinweg und schütteln ihr lockiges Haar im Winde, jedem Wetter zum Trotz." — Was ihre Kleidung betrifft, so wird ein kurzes Unterkleid, das faltig um die Lenden hängt, durch einen Gürtel zusammengehalten; darüber ist wohl auch ein Laken als Oberkleid mantelartig geworfen, welches die rechte Schulter mit dem Arm, sowie die Schenkel, frei läßt. Ohne Kopfbedeckung, ohne Schuhe oder Sandalen, ohne Waffen, nur in den Ohren goldenes Gehänge, silberne Ringe an den Fingern und Silberketten um den Hals, gehen sie ihren Heerden nach.

Die Frauen, etwas hellfarbiger als die Männer, sind ähnlich

gekleidet wie die Männer, nur reicher an Haarflechten, an Finger- und Armringen, Ketten ꝛc. „Sie sind voll natürlicher Anmuth, freimüthig und offen, voll lebendigen Ausdrucks und rückhaltsloser Mittheilsamkeit, ohne Ziererei mit jedem Mann und Fremdling in ein Gespräch eingehend; aber die Reinlichkeit fehlt ihnen ganz. . . ." (Ritter.) Leider auch die Reinheit der Sitten, müssen wir hinzufügen. „Die alten einfachen Gebräuche der Toda's," sagt Metz in seinem Büchlein, „und die offenherzigen Gesichter der Frauen haben einige Europäer zu der Annahme verleitet, daß sie . . auch ein keusches Leben führen. . . . Mein langer Verkehr mit ihnen hat mich eines ganz Andern überzeugt. Die Unsittlichkeit herrscht in einem beklagenswerth hohen Grade unter ihnen. . . . Ehebruch ist sehr gewöhnlich und wird nur bestraft, wenn die Ehebrecherin das Weib oder die Tochter eines einflußreichen Mannes ist. Ich war einmal bei einem Schiedsgericht anwesend, bestehend aus 50 Toda's, das zur Aburtheilung zweier solcher Verbrecher sich versammelt hatte. Das Vergehen der Frau ward als unbedeutend angesehen, und der Mann mußte eine Strafe von drei Büffeln entrichten. Die Frauen benehmen sich gegen Fremde in der Regel frech und gemein, und sind ihren Männern selten treu."

Was zu diesem Sittenverderben wesentlich beiträgt, ist die unter den Toda's herrschende Unnatur der Vielmännerei. „Eine Todafrau," sagt Metz, „wird das Weib aller Brüder der Familie, mit welcher sie sich verbindet. Die Kinder, die sie etwa gebiert, werden an ihre Männer nach deren Altersvorrang vertheilt. Der älteste der Brüder wird als der Vater des ersten Kindes angesehen, und dann folgen die übrigen nach ihrer Altersstufe. Unter solchen Umständen ist es auch begreiflich, daß wenig oder keine Sympathie zwischen Vater und Kind stattfinden kann." Auch Ritter erwähnt dieses Gräuels der Vielmännerei, und fügt hinzu, „daß die Toda-Knaben schon frühe den Mädchen verlobt werden, daß aber den Mädchen neben ihren Verlobten noch andere Liebhaber nicht verwehrt seien." „Die Hochzeitsfeierlichkeiten," fährt Metz fort, „sind wenig und einfach. Die Hauptsache besteht in den üblichen Schmausereien. An dem Tage der Hochzeit wird die Braut in das Haus ihrer künftigen Ehemänner gebracht. Diese setzen zuerst den rechten und dann den linken Fuß auf ihren Kopf, während die Braut sich zu diesem Zwecke zur Erde niederbeugt. Dann geht sie auf geschehene Anwei-

sung, um Wasser zum Kochen zu holen, und tritt dadurch in die Rechte und Pflichten einer Hausfrau ein. Die Morgengabe, welche die Toda's für eine Frau zu zahlen haben, wechselt zwischen 20 und 30 Rupies (à Fr. 2. 50). In früheren Jahren war die Summe geringer; aber seitdem die Nachfrage nach Weibern häufiger ist, hat ihr Werth, wie der jedes andern käuflichen Artikels, zugenommen. Da die Brautleute kein gegenseitiges Gelöbniß ablegen, so wird auch das Band leicht gebrochen. Ist der Mann mit seinem Weibe nicht zufrieden, so sendet er sie wieder zu ihren Eltern zurück; ebenso mag das Weib jederzeit den Mann verlassen. Es kamen mir Beispiele vor, wo eine Frau ihre Männer zwei- bis dreimal wechselte, bis sie endlich Einen fand, bei dem es ihr zu bleiben gefiel." ... „Auffallend ist die geringe Zahl der Kinder, die in den Toda-Familien angetroffen werden. Selten hat eine Familie mehr als zwei oder drei Kinder, ja vielfach nur ein einziges, und viele Familien sind kinderlos. Diese Lage der Dinge muß zuletzt das gänzliche Verschwinden dieses Stammes herbeiführen; wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr ferne, wo die Toda's, deren Zahl sich mit jedem Jahr verringert, ausgestorben sein werden und nur die Geschichte ihnen ein spärliches Andenken bewahren wird."

Daß hiezu auch der früher allgemein übliche Kindermord (Umbringen neugeborener Mädchen) wesentlich mitgewirkt habe, ist begreiflich. „Es durfte sich früher," sagt Metz, „nur Ein Mädchen in einer Familie finden. Der Tod solcher unglücklichen Wesen wurde gewöhnlich durch Erdrosselung herbeigeführt. Das Aufhören dieser unmenschlichen Sitte muß hauptsächlich den Bemühungen des menschenfreundlichen Herrn Sullivan [des ersten brittischen Beamten, der von 1820 an für längere Zeit sich auf den Bergen aufhielt] zugeschrieben werden. Er übte überhaupt einen großen Einfluß auf die Nilagiri-Stämme aus, und noch heute hört man sehr häufig Gesänge, in welchen sie das Lob des ersten europäischen Beamten besingen und so den Ruhm seines Namens künftigen Geschlechtern überliefern. Die einzige Einwendung, welche die Toda's gegen das Aufgeben dieser abscheulichen Sitte machten, war, daß sie nie im Stande sein werden, mehr als Ein Mädchen in einer Familie zu ernähren; gleichwohl ließen sie sich überzeugen, daß diese Befürchtung mehr scheinbar als wirklich war." — Ob die Hoffnung Ritters sich erfüllen werde, wenn er sagt: „Die Vermehrung der Indivi-

duen weiblichen Geschlechts wird unstreitig die Vielmännerei verdrängen und die Volkszahl der Toda's mehren," ist nach den oben angeführten Aeußerungen des Miss. Metz höchlich zu bezweifeln.

Die geringe Zahl der Familien neben dem weit ausgedehnten Grundbesitz macht, daß die Toda's nicht in größeren Dörfern beisammen wohnen, sondern jede Familie oder jeder Hauptzweig lebt für sich, von Andern geschieden, in wenigen (4 bis 6) nahe zusammen gebauten Hütten. Diese Hütten sind in der Regel nur 8 bis 12 Fuß ins Gevierte, 7 Fuß hoch, mit einem engen niedrigen Loch zum Hineinkriechen, welches die Thüre vorstellt; nahe dabei befindet sich ein Hofraum, von 40 bis 50 Schritte im Durchmesser, mit einem Wall von Steinen und Felsblöcken mauerartig umgeben, worin die Heerde ihr Nachtlager nimmt. Da der Toda nur für seine Heerden lebt und somit nur dem Wiesengrunde nachzieht, während kein Gartenbau, kein Kornfeld ihn an diese oder jene Stelle fesselt, so baut er sich überall in verschiedenen Gegenden der Berge solche Weiler, die eben deßhalb auch jeder besonderen Einrichtung oder Bequemlichkeit entbehren. Sein ganzes Leben ist Wandern im Freien. Nur Eines ist, was ihn an bestimmte Lokalitäten festknüpft. In jedem Weiler nemlich findet sich eine etwas größere und von den übrigen abstehende Hütte, die mit einer Steinmauer umgeben ist. Hier ist die Milchkammer, wo die Butter bereitet wird; es ist zugleich eine Art Heiligthum, in das der Fremde und selbst die eigenen Frauen keinen Zutritt erhalten. Wir kommen nachher darauf zurück.

Die Büffelheerden sind die reichste Mitgift der Nilagiri. Hier auf der kühlen Höhe, frei von den Stichen der Muskito's, dieser großen Plage der Niederung, grasen sie in unzähligen Heerden von 100, 150 bis 200 Stück, und ihre Nahrung ist die kräftige Bergweide. Die Kühe geben ziemlich reichen Milchertrag und Butter im Ueberfluß. „Früh mit Sonnenaufgang wird die Heerde aus der Mauer-Einfassung entlassen. Nun beginnt das Melken durch priesterlich geweihte und eigens dafür bestimmte Männer; denn es ist ein heiliges Geschäft. Dann läßt man die Heerde auf dem nächsten Rasen weiden. Jene Männer aber bereiten aus der Milch des vorigen Tages die Butter, sowie Buttermilch zum Trank für die Familie. Dann wird die Heerde von einigen Männern und Frauen weiter getrieben, während die Andern daheim das Haus, die Kinder und den Haushalt besorgen oder in den benachbarten Badaga-Dörfern

ihre Bedürfnisse holen. Nachmittags wird die Heerde wieder den steinumfaßten Hürden näher getrieben, die Butterbereitung wird beendigt und die Butter zu Schmalz (Ghi) ausgelassen. Am Abend wird das Vieh in die Hürde eingelassen; die ganze Familie drängt sich dabei in religiöser Feier umher, und Jeder hält unter dem Ausruf: 'Möge Alles wohl gehen!' die rechte Hand an die Stirne, den Daumen an die Nase, die Hand geöffnet, die Finger auseinander gespreizt. Jetzt wird das Abendessen verzehrt, aus Milch, Mehl, Korn, Reis, Butter bestehend; die Lampe wird angezündet und vor ihrem Schein dieselbe Ceremonie wiederholt, wie bei der Heerde. Dann erst kommt die Zeit der Ruhe." (Ritter.)

Der ganze Viehreichthum der Toda's mag sich auf 10,000 Büffel belaufen; von jedem Stück aber fordert die brittische Regierung eine halbe Rupie (Fr. 1. 25) als Abgabe.

„Die Sprache der Toda's," sagt Metz, „ist ein Dialekt des Kanaresischen. Wer dieses versteht, kann sich denselben leicht aneignen. Wie allen Bergvölkern, ist ihnen dabei eine tiefe hohle, aus der Kehle und Brust hervortönende Aussprache eigenthümlich. Die sehr übel klingenden Töne ihrer Gesänge, womit sie sich einzuschläfern suchen, möchten sich wohl eher zur Verscheuchung von wilden Thieren eignen." Von einheimischer Literatur unter den Toda's ist natürlich keine Rede, da ihre Sprache noch nie zur Schriftsprache erhoben worden war; auch an Volksliedern, Sagen und Legenden scheinen sie arm zu sein. Das Probestück, welches Metz liefert, ist nichts weniger als fesselnd und phantasiereich.

Was nun die wichtigste Seite des Volkslebens der Toda's, ihre religiösen Begriffe und Einrichtungen, betrifft, so ist zwar theilweise wahr, was Ritter sagt: „Sie haben keinen Altar, kein Götzenbild, nichts von allen Superstitionen des Tieflandes;" allein es ist dieß doch eben nur theilweise wahr. Die Toda's sind ein Hirtenvolk, und an diesen ihren Hirtenstand und ihre Heerden knüpfen sich alle ihre überaus geringen religiösen Vorstellungen und Gebräuche. Wie der Hindu des Tieflandes seinen Pflug und seine Hacke, sein Rechenbrett und seine Schreibfeder, oder das Wasser des Flusses, von dem all seine Nahrung abhängt, mit göttlicher Verehrung umgiebt, so der Toda seine Milchkammer, die Büffelschelle und die heilige Hürde, in die er seine Büffel treibt. „Die heilige Büffelschelle," sagt Metz, „sehen sie als sichtbare Darstellung der Gottheit an und

bezeichnen sie mit dem Namen Hiriadëwa d. h. höchster Gott. Vor ihr gießen die Priester ihre Opfer aus, bestehend in Milch, vor ihr verrichten sie ihre Gebete."*) Und gleichwie im Tiefland von Süd-Indien die Dämonenpriester jeweilen sich von einem der Bhuten (Dämonen) besessen glauben, um dann kraft dieser Besessenheit ihre Orakelsprüche auszusprechen, gerade so versetzen sich die Todapriester bei feierlichen Gelegenheiten in Raserei, schlagen wie Wahnsinnige mit dem Stock um sich und jagen die Anwesenden durch Brüllen und Wüthen in Schrecken und Furcht. Er sei vom Schellengott besessen, heißt es dann. Die versammelten Toda's legen sich alsdann vor dem Heiligthum auf ihre Angesichter, lassen aber einen kleinen Raum zwischen ihren Reihen offen, damit der „höchste Gott", wenn er den Priester wieder verlassen will, durchziehen möge. Auch einen „Gott der Jagd" rufen die Toda's (nach Metz) um Hülfe an, wenn sie gegen Tiger und Leoparden, diese gefährlichen Feinde ihrer Büffelheerden, ausziehen. Dem Mukutti-P'k (an der westlichen Randkette der Nilagiri) schreiben sie besondere Heiligkeit zu. Dort halte sich der Wächter der Himmelsthore auf. Von dieser luftigen Höhe aus begeben sich die Geister der Verstorbenen mit einem Sprunge in die himmlischen Regionen, und zwar zugleich mit den Seelen der Büffel, die für sie als Todtenopfer geschlachtet werden, um sie im „andern Gebiet" (wie sie sagen) mit Milch zu versehen.

Als Nationalheiligthümer gelten bei den Toda's die sogenannten heiligen Mauds (Têriari) oder geweihten Haine, in deren Umkreis

*) P. F. Vincenzo Maria, der als Generalprokurator der Karmeliter vom Pabst als Bevollmächtigter nach Malabar gesandt wurde, hat uns von diesem Lande eine der besten und vollständigsten Beschreibungen hinterlassen (Viaggio all Indie orientali de P. F. V. M. etc. Roma 1672). Unter andern heidnischen Kasten beschreibt er darin auch die Toda's. „Die Toda's (Li Thodri)," sagt er, „ein ziemlich weißes Völkchen, das die Berge hinter Ponani, im Reich des Samorin [Königs von Kalikut] bewohnt, betet eben die Büffel an, von denen es sich nährt. Sie wählen dazu die ältesten Stücke, denen sie ein elendes Glöckchen an den Hals hängen. Dieses sichert dem Büffel allgemeine Verehrung; frei darf er sich in den Feldern und Saaten ergehen, da Jeder sich glücklich schätzt, zum Unterhalt dieses Gottes beizutragen. So oft sie dieselben auch von Tigern zerrissen und auf den Feldern vermodernd finden, geben sie doch den Glauben an ihre Gottheit nicht auf; so entschieden halten sie fest, was ihnen von ihren Voreltern beigebracht worden ist." (Handschriftliche Mittheilung von Missionar Dr. Gundert.)

stets eine heilige Hütte sich befindet. Früher gab es sieben; jetzt sind drei gänzlich verlassen, und ein vierter bei Ottakamänd wird nur noch selten besucht. Bei den drei noch bestehenden wird eine Heerde milchgebender heiliger Büffelkühe gehalten zu dem ausschließlichen Gebrauch der beiden priesterlichen Personen, die hier des Heiligthums warten. Der Eine ist der Pölāl (Milchmann, von Pol = Milch, und al = Mann), der als Priester funktionirt und den ersten Rang unter den beiden einnimmt. Er muß stets der höchsten Klasse unter den Toda's angehören und freiwillig zur Uebernahme dieses Priesteramtes sich erbieten. Hat sich Einer dazu bereit erklärt, so muß er sich längere Zeit schweren Büßungen unterwerfen. Er wirft alle seine Kleider ab, als würfe er damit das weltliche Leben von sich, und geht nach einem bestimmten Walde. Hier sucht er das dichteste Dickicht auf, das noch kein menschlicher Fuß betrat, nahe bei einem reinen Bergwasser, das noch kein Mensch verunreinigte. Da bestreicht er täglich drei- bis viermal Leib und Glieder mit einem selbstbereiteten Pflanzensaft und badet darnach im Bergstrom. Am Abend genießt er etwas geröstetes Mehl, das er mitgebracht, und bleibt die ganze übrige Zeit nackt der Witterung ausgesetzt. Nach acht Tagen wird ihm ein schwarzes Gewand gebracht, von grobem Sacktuch, 4 Ellen lang, 1½ Ellen breit; dieß windet er sich um die Lenden. Von nun an heißt er Pölāl, darf kein Glied seiner Familie, selbst seine eigene Frau nicht mehr sehen, noch mit ihr reden; alle weltlichen Gedanken soll er meiden, nur mit der Gottheit sich beschäftigen. Kein Toda wird es nun wagen, ihn anzurühren, oder auch nur auf zehn Schritte sich ihm nahen; Niemand wird ihn ohne besondere Erlaubniß anreden. Denn auch der Athem eines Menschen würde ihn verunreinigen. Man glaubt, daß Gott in ihm wohne und durch ihn seinen Willen offenbare. Er lebt hauptsächlich von der Milch der heiligen Büffelkühe und verläßt selten seinen Mand. Kommt er in ein Dorf, so wird ihm mit tiefster Ehrfurcht begegnet, und Niemand würde wagen, eine seiner Forderungen abzuschlagen. Seit dem Einzug der Europäer auf den Nilagiri hat freilich nicht nur sein Einfluß wesentlich abgenommen, sondern auch sein strenges Leben voll Entbehrung mehr einem behaglicheren Dasein Platz gemacht.

Der Gehülfe des Pölāl ist der Kāvilāl („Wächter" von Kāvil = Wacht, und āl = Mann). Auch er muß durch einen ähnlichen, obwohl kürzer dauernden Buß- und Reinigungsproceß zu seinem Amte

sich erst vorbereiten, und erhält nach dessen Vollendung gleichfalls ein schwarzes Gewand, neben welchem er jedoch auch seinen Mantel noch forttragen darf. Er ists, der die heiligen Kühe, die zum Heiligthum gehören, zum Grasen ausführt, Wasser und Holz herbeiträgt und alle niedern Geschäfte für den Priester (Pöläl) thut. Er wohnt in einer besondern Hütte, speist nicht mit dem Priester, und bleibt diesem in allen Dingen untergeordnet. Doch können Beide, Pöläl und Kävilál, ihre Posten wieder verlassen, wenn sie wollen, was auch häufig geschieht; können ihn aber nicht wieder annehmen, ohne die Büßungen und Reinigungen zuvor nochmals durchzumachen.

Neben diesen beiden priesterlichen Personen, welche ihren Aufenthalt stets in den heiligen Mands haben, besitzen manche Toda-Dörfer wieder ihren eigenen Dorfpriester, dessen ganzes Priestergeschäft jedoch, wie dort, in dem Melken und Besorgen der Büffel besteht. Denn dieses Geschäft ist in den Augen der Toda's das allerheiligste. Auch diese Dorfmelker müssen jene schweren, oft 30 Tage dauernden Reinigungen zuvor durchmachen, ehe sie ihr Amt antreten können; seltsamer Weise aber dürfen sie während ihrer Dienstzeit nicht selbst von der Milch der Kühe trinken; nur der Genuß des Schmalzes steht ihnen frei, und am Schluß ihres Dienstes erhalten sie einen oder zwei Büffel als Lohn.

Wir sehen, die ganze Religion, wie überhaupt alles Denken und Sinnen der Toda's bewegt sich um ihre Büffelheerden. Auch die jenseitige Welt, das „andere Gebiet", wie sie es nennen, ist für sie undenkbar und ohne Reiz ohne die Beigesellung von Büffeln. Daher die eigenthümliche Todtenfeier, deren wir hier noch etwas näher erwähnen müssen.

Die Toda's haben für ihre Verstorbenen zwei nach Zeit und Art verschiedene Festlichkeiten. Die eine findet unmittelbar nach dem Tode statt, die andere etwa 12 Monate später. Bei der ersten, die das „grüne Begräbniß" genannt wird, handelt es sich zunächst um die Verbrennung der Leiche und um das Schlachten einiger Büffelkühe, die den Verstorbenen in die andere Welt begleiten und mit Milch versorgen sollen. Ein Engländer, der einer solchen Todtenfeier beigewohnt, schildert sie mit sehr lebendigen Farben. Es war in der Nähe von Ottakamänd, hinter abgelegenen Wäldern am Fuße von Berghöhen, in voller Einsamkeit. Auf dem freien Platze befand sich eine heilige Hütte, um welche viele Hörner und Schädelknochen

von Büffeln zerstreut lagen. In der Nähe war die Stelle zum Verbrennen der Todten, mit vieler Asche und Gebeinen umher. Da ertönten durch die tiefe Waldstille plötzlich aus der Ferne die klagenden Stimmen vieler Menschen. Männer und Weiber kamen in Procession herangezogen durch das Dickicht des Waldes. Die Leiche, auf einer Bahre von Baumzweigen getragen, war mit einem neuen Mantel und den Zierrathen des Verstorbenen bedeckt. Hinter ihr folgten wieder Männer und Weiber unter Klagegesängen; dann Volk mit Holzbündeln zum Scheiterhaufen, mit kleinen Beuteln voll frischer Butter in Blätter gewickelt, mit Milch in Töpfen und mit verschiedenen Geräthen zum Todtenschmaus. Dann erschien aus einer andern Ecke des Waldes ein Trupp kräftiger Toda's mit einer Anzahl von Büffeln, die zum Opfer bestimmt waren und in die Mitte des Platzes getrieben wurden. Die Bahre mit der Leiche war auf eine Erhöhung im Walde gestellt; alle Verwandten streuten unter mancherlei Ceremonien Erde darauf und setzten sich dann zur Klage im Kreise umher. Die andern bauten indeß den Scheiterhaufen, bereiteten die Speisen zum Todtenmahle oder pflogen lebhafte Unterhaltung. Mittlerweile hatte sich auch auf einer benachbarten Berghöhe eine Gruppe von Kota's gelagert, in Lumpen gehüllt, mager, ärmlich und elend, aber in der Erwartung, hier eine gute Beute zu gewinnen. Endlich sind die Vorbereitungen fertig. Einige Toda's werfen nochmals Erde auf die Leiche und geben damit das Signal zum Beginn des Opfers. Die Büffel, im Kreis um den Todten gestellt, werden mit Keulen erschlagen, und mit jedem Streich, unter dem eine Kuh zusammenstürzt, wird gerufen: „Begleite den Geist des Verstorbenen in das große Land." Jetzt wird die Leiche, nachdem der nächste Anverwandte ihr eine Haarlocke abgeschnitten, mit dem Gesicht auf den Scheiterhaufen gelegt; die Zierrathen werden abgenommen, geröstete Körner, Zucker und Holzstücke werden auf den Todten geworfen; der Holzstoß wird angezündet. Dicker Rauch und hellauflodernde Flammen steigen empor. Von der benachbarten Höhe ertönt das wilde Geschrei der Kota's, aus dem Waldesdickicht das Geheul der Weiber, die sich zurückgezogen hatten; alle nähern Anverwandten des Verstorbenen aber verhüllen Kopf und Gesicht mit den Mänteln. Ist das Feuer abgebrannt, so werden die übrig gebliebenen Gebeine sorgfältig aus der Asche gesammelt und samt der Haarlocke und den Zierrathen in einen Mantel gehüllt. Die Feier ist geendigt; die Toda's

Todtenfeier der Toda's auf den Nilagiri. (Vergl. S. 85.)

ziehen heim und die Kota's steigen von der Höhe, um das Fleisch der gefallenen Büffel unter sich zu theilen.

Dieß ist die erste Todtenfeier, das „grüne Begräbniß". Daran schließt sich nach Ablauf etwa eines Jahres die zweite, viel wichtigere und pomphaftere, das „dürre Begräbniß". Sie hat mehr den Charakter eines großen Volksfestes, als den einer Todtenklage. Die umwohnenden Badaga's, Kota's und Kurumba's, — alle werden eingeladen und aufs reichlichste bewirthet. Die Hauptsache ist das aufregende Kampfspiel kräftiger Toda-Jünglinge mit den zahlreichen Büffelkühen, die bei dieser Feier zum Opfer geschlachtet werden. Bis vor Kurzem wurden bei solchen Gelegenheiten oft nicht weniger als 40 bis 50 Büffel erschlagen. Sie werden in eine zu diesem Zweck errichtete, weite, steinerne Einfassung getrieben, durch allerlei Mißhandlung und Geschrei gereizt und zur Wuth gestachelt, und innerhalb des ummauerten Platzes umhergejagt. Jetzt suchen je zwei junge Männer einen Büffel bei den Hörnern und Nasenknorpeln zu fassen und mit Knütteln zu erschlagen. Aeltere Männer, ihrer früheren ähnlichen Kämpfe eingedenk, reizen die Ringer zu immer neuen Angriffen gegen die wüthenden Thiere, und oft setzt es schwere Verwundungen ab oder selbst den Tod. Es ist aber gegen die Ehre, einem der Kämpfer beizuspringen. Stück um Stück fällt, während die rauhen Töne der Kota-Musik bald feierlich, bald fröhlich aus der düstern Waldumgebung ertönt. Dazwischen währen die Schmäuse, die Tänze, die lebhaften Unterhaltungen, durch die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen. Doch auch an Zeichen der Trauer fehlt es nicht. Um die erschlagenen Büffel her setzen sich heulende Männer und Weiber, Alt und Jung, Paar bei Paar sitzend, Gesicht gegen Gesicht, mit gesenkter Stirn sich gegenseitig berührend. Allgemeiner Jammer und tiefe Wehklage in steigenden und fallenden Tönen, dazwischen wieder das Geblase der Pfeifer, steigend und fallend mit dem Klagegeschrei der Versammlung.*) „Als ich eine solche Scene zum ersten Mal sah," schreibt Metz, „ward ich fast zu Thränen gerührt. Der Ausdruck, den sie ihrem Schmerze geben, geschieht zuweilen in der Form von Fragen an den Gestorbenen, wie: 'Leidest du am Fieber? Gedeihen deine Büffel? Warum hast du uns so bald verlassen?' Doch merkte ich bald, daß diese Zeichen der Trauer nur gemacht und

*) Siehe das trefflich gezeichnete Titelbild, das die Todtenfeier darstellt.

scheinbar waren." — Den Schluß dieser oft mehrtägigen Festlichkeit macht eine feierliche Prozession über die Trauerstätte mit gesenktem Haupt, worauf die Kota's die Häute und das Fleisch der gefallenen Thiere einhandeln.

Da die brittische Regierung, welche von jedem Büffel der Nilagiri eine Abgabe von einer halben Rupie (Fr. 1. 25 oder 36 kr.) einzieht, durch diese großen Todtenopfer zu Schaden zu kommen glaubte, so erließ sie das Verbot, bei solchen Gelegenheiten mehr als einen, höchstens zwei Büffel zu tödten. Seitdem pflegen die Toda's die Leichenfeier mehrerer ihrer Stammgenossen in Eine zu verschmelzen, um nach der alten Sitte dennoch eine größere Anzahl Thiere opfern zu können.

Es ist dieß die einzige Feierlichkeit, bei der sich die Toda's in größerer Menge zusammenfinden. Kein religiöser Cultus führt sie zu einem Tempel oder zu ihren heiligen Mands; keine gemeinsame Gottesverehrung, keine Wallfahrt, keine irgend andere Feier findet statt. Von einer besonderen Empfänglichkeit dieses Stammes aber für die reine heilige Lehre des Evangeliums wissen die Zeugnisse aller unsrer Missionare bis jetzt nichts zu sagen. Im Gegentheil redet noch der neueste Bericht unsrer Brüder von den Toda's als von einem „besonders stumpfen Geschlecht", aus dessen Mitte bis jetzt nur zwei Knaben sich in den Schulen eingefunden haben, während die Badaga's nicht nur ihre Jugend zahlreich zum Unterricht senden, sondern auch seit zwei Jahren die Erstlinge einer christlichen Gemeinde geliefert haben.

---

3. Die Badaga's.

Wenn das Hirtenvolk der Toda's durch seine natürliche Einfachheit, durch seine denkwürdigen Sitten und durch seine ganze kräftige Erscheinung unser Interesse erregt, so tritt uns in dem zweiten Stamm, der die Nilagiri bewohnt, in den Badaga's, ein durchaus verschiedenes Geschlecht entgegen. Schon ihre verhältnißmäßig große Zahl (Metz schätzt sie auf 15,000 in 300 Dörfern; Ritter spricht nur von 10,000) und ihre weite Verbreitung über das ganze Gebirgsland läßt sie, zumal für den Missionar, vor den Toda's in den Vordergrund treten.

Schon ihr Name Badaga (Baddagar oder Waddagar, von

Wadaka = Nördlicher) deutet auf ihre Herkunft.*) Es sind die „Leute des Nordens", die aus dem Plateau des nördlich gelegenen Meisur-Landes, wahrscheinlich gedrängt von der Grausamkeit der dortigen Herrscher, vor einigen Jahrhunderten auf die Berge als Flüchtlinge sich gerettet haben. Ihre Sprache (ein Dialekt des Kanaresischen), ihre Sitten, ihre socialen Einrichtungen, ihre Religion, ihre Beschäftigung, ihre historischen Erinnerungen, — Alles zeichnet sie als ein aus Meisur gekommenes Hindu-Geschlecht. Sie erkennen die Toda's als die eigentlichen Herren und Grundbesitzer des Bodens der Nilagiri an und bezeugen dieß bis auf den heutigen Tag durch die Dienste und Abgaben, welche sie Jenen leisten. Sie sind Ackerbauern. Als solchen ist ihnen jede Hufe Landes von höchstem Werth, während der Todahirte mit seinen Büffelheerden frei und ungebunden nur den Weidetriften nachzieht. Für das Recht nun, den Boden bauen zu dürfen, zahlt jedes Badagadorf derjenigen Todafamilie, in deren Territorium es liegt, eine Natural-Abgabe von jeder Kornart auf jedem Ackerfelde, außerdem aber noch den jährlichen und gelegentlichen Beitrag zu den heiligen Mands oder Tempelbezirken der Toda's. Ein Engländer wohnte der Gerstenernte eines Badaga-Dorfes bei. Die Leute bezahlten sogleich, nachdem sie das Korn durch ihre Ochsen hatten austreten lassen, an den heiligen Tempelhain der Toda's einen halben Scheffel für die segnenden Gebete des dortigen Toda-Priesters (Polal), ohne welche sie nach ihrem Glauben kein Gedeihen bei ihren Ernten, Heerden und Kindern erwarten könnten. An die Toda's selbst zahlten sie ebenso viel; deßgleichen 5 Scheffel nach Vertrag an die Kota's, und einen halben Scheffel selbst an den armseligsten Stamm der Nilagiri, die Kurumba's, hauptsächlich aus Furcht, um sich vor ihren Zaubereien zu wahren. „Wahrscheinlich," sagt Ritter, „waren bei der Flucht der Badaga's aus dem Unterlande alle ihre Gewerbleute, Handwerker, Wäscher, Gerber, Holzarbeiter, Schmiede ꝛc. dort zurückgeblieben; somit mußte es ihnen, als sie auf die Berge kamen, ungemein willkommen sein, die Kota's und Kurumba's, die sie dort vorfanden, zu Diensten bereitwillig zu finden, für welche die Grundherren, die Toda's, sich nicht hergeben konnten. Daher

*) „Wadaka" heißen im Tamulischen auch die Telugu-Leute; es ist dieß dort ihr gewöhnlicher Name. Bei portugiesischen Geschichtschreibern kommen die Telugu beständig unter dem Namen Wadaka vor. Das Wort besteht aus drei kurzen Sylben. (Handschriftl. Mittheilung von Miss. Dr. Gundert.)

zahlt jede Badaga-Gemeinde den Kota's ihres Distrikts 80 Maas Gerste für jedes Stück Ackerland, den Kurumba-Familien aber, an die sie grenzen, 8 Maas, außerdem noch mancherlei Accidenzien bei Todtenfeiern ꝛc."

Die Badaga's sind als Abkömmlinge der Hindu's des Unterlandes schmächtiger von Gestalt, kleiner und hellfarbiger als die Toda's. Ihre Gesichtsbildung ist ohne jenen Ausdruck von Frische und Leben, der Jene so eigenthümlich charakterisirt. Sie tragen einen Turban oder Tuch um den Kopf, im Uebrigen sind sie ähnlich den Toda's gekleidet, doch meist ärmlich und schmutzig, „weit schmutziger, als die Hindu's der Ebene." Männer und Frauen tragen reichlichen Schmuck an Ohren, Fingern, Zehen, Nase und Armen. Ihr Hindu-Charakter stellt sich aber namentlich in dem schlauen, mißtrauischen, doppelzüngigen und feigen Wesen heraus, das ihnen im Allgemeinen eigenthümlich ist. Auch jene häufige Entnervung und frühzeitige Schwächung, die eine Folge des Opiumgenusses und Hanfrauchens ist, überhaupt das rasche Altwerden und Verblühen von Männern und Frauen, sticht bei ihnen scharf gegen das weit kräftigere Wesen der nomadisirenden Toda's ab. Daneben sind sie freilich viel gewandter, arbeitsamer, für höhere Civilisation empfänglicher, als jene, und insofern erkennen die Toda's ihrerseits wieder die Superiorität der Badaga's bereitwillig an.

Ihre Dörfer bilden in der Regel nur Eine einzige Reihe von aneinander gebauten Hütten, die an den Seiten der Hügel liegen. Vor denselben läuft eine Veranda hin, die gegen den Bergabhang gekehrt ist. Jede Familienwohnung besteht nur aus zwei Gemächern, von denen das eine nach der Veranda mündet, das andere aber hinter dem ersten liegt. Während in das letztere kein Strahl des Lichts fällt, empfängt das vordere Gemach sein Licht nur durch die Thüre; in der Mitte desselben ist der Herd ohne Rauchfang. Der äußere Raum vor der Veranda ist eine festgeschlagene Tenne zum Dreschen und Worfeln des Korns, mit einer Steinmauer umzogen. Das Ackervieh ist klein und giebt wenig Milch; doch halten sie auch Büffelkühe, welche reichlich Milch und Butter liefern. Nur die Männer melken die Kühe, weil sie dieß gleich den Toda's als eine heilige Handlung betrachten. Am Tage geht der Mann aufs Feld oder zur Heerde, oder auf Taglohn, während die Frau für die Hausarbeit sorgt. Erst am Abend vereint die Familie sich täglich wieder bei dem Schein

einer Lampe, welcher man als einer Gottheit Zeichen göttlicher Verehrung darbringt; vor ihr sagt man die Gebete her und legt kleine Opfer vor ihr nieder.

Nach Metz ist die Gesammtbevölkerung der Badaga's in achtzehn Klassen oder Stände abgetheilt. Wenn nun auch diese Stände nicht den scharfausgeprägten Charakter der Kaste tragen, wie sie sich unter den eigentlichen Hindu's des Unterlandes darstellt, so haftet ihnen doch unverkennbar etwas davon wesentlich an. Der Stände-Unterschied vererbt sich, wie dort, durch Geburt von Vater auf Kind und Kindeskind; Zwischenheirath zwischen den höheren und niederen Klassen ist nicht gestattet, oder bestraft sich mit dem Verlust der Kaste; Fleischspeisen sind den Einen gestattet, den Andern aufs strengste verboten; selbst Tischgemeinschaft ist zwischen den höheren und niedern Abtheilungen nicht erlaubt. Man erkennt daran die wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Kastenwesens, obschon, wie gesagt, jene scharfe Ausbildung der Kastenabsonderung, wie sie im Unterlande vorherrscht, sich nicht unter den Badaga's findet. Sieben der genannten 18 Klassen werden als die höheren bezeichnet. Unter ihnen steht als die höchste obenan die Klasse der Wödearu, welche den ganzen Stolz einer indischen Priesterkaste an sich tragen. „Sie lassen sich kaum herbei, einen Europäer auch nur zu grüßen. Bei Gastmählern der Badaga's oder andern Festlichkeiten haben sie den Segen zu sprechen. Von Allen mit der höchsten, oft göttlichen Verehrung betrachtet, meiden sie die Arbeit und leben meist von Almosen. Sie haben fünf Dörfer inne." (Metz.) Die Köngaru, die zweite Klasse dem Range nach, sind minder stolz und „zeichnen sich durch Geschwätzigkeit aus." Ihnen folgen die Adikari, in zwei Abtheilungen gesondert, von denen der einen der Fleischgenuß erlaubt, der andern verboten ist. Die Känakaru sind die Rechner und Schreiber, die einzige Klasse, welche lesen und schreiben kann. Auch als Beschwörer und Aerzte üben sie großen Einfluß unter ihren Stammgenossen aus. Die Tschittri zählen gleichfalls zu den höheren Klassen und dürfen kein Fleisch genießen. Die Belli sind als die schlauesten und verschmitztesten unter ihrem eigenen Volke sprichwörtlich geworden, während die letzte der sieben, die Härnwaru, ihren Stammbaum von den Brahmanen ableiten und durch das Tragen der Brahmanenschnur diese Ehre bis heute noch in Anspruch nehmen. Sie haben 6 Dörfer inne, dienen bei den Erntefesten als Priester und treten nament-

lich bei dem Fest des „Feuertretens" als Hauptacteurs auf.*) Bei alle dem stehen sie an Schmutz und Unreinigkeit den übrigen Badaga's nicht nach, dienen den Europäern als Lastträger und thun andere niedrige und geringe Dienste.

An diese sieben vornehmsten Klassen schließen sich die elf geringeren an, unter denen Metz die „Hochzeitskaste" die zahlreichste unter allen, die Mari's die wohlhabendste und einflußreichste, die Kasturi, welche in der nächsten Umgebung unsrer Missionsstation Käti wohnen, die geizigste nennt. „Die Tôrea's sind die niederste Klasse unter allen Badaga's und dürfen nicht mit einer der übrigen Abtheilungen essen. Sie thun den andern Badaga's Knechtsdienste."

Was die Religion dieses Volksstammes betrifft, „so erhebt sich dieselbe (sagt Metz) nur wenig über den gemeinen Fetischismus." Es kann uns dieß nicht verwundern; denn die wenigen religiösen Ideen, welche sie vor Jahrhunderten aus dem Unterlande mit sich auf die Berge gebracht haben, mußten dort bei dem völligen Mangel aller, auch der ordinärsten Bildung, und bei der Abgeschlossenheit von anregenden und fördernden Bildungszuflüssen vollends verkümmern. Die Religionsform, die sie als Erbtheil aus Meisur mitbrachten und bis heute, wenn auch in noch so kümmerlicher Gestalt festhalten, ist der Siwa-Dienst. Wir müssen mit einigen Worten denselben zu charakterisiren versuchen.

Siwa (Schiwa) ist bekanntlich der dritte der alten indischen Naturgötter, und wie in den beiden ersten (Brahma und Wischnu) die schaffende und erhaltende Naturkraft dargestellt war, so in Siwa die zerstörende und wiederbelebende, neugestaltende Kraft des Naturlebens. Die Siwaiten setzen aber diesen Gott über alle andern Götter und schreiben ihm nicht bloß die Zerstörung und Neuschaffung alles Irdischen zu, sondern auch die ursprüngliche Weltschöpfung, sowie

*) Es ist dieß die durch einen großen Theil Indiens verbreitete Sitte, über ein Lager glühender Kohlen mit bloßen Füßen unverletzt zu laufen. Sie geben vor, der Gott, dem sie dienen, lindre die Hitze und mache das Feuer für sie unschädlich. Es ist aber das leichte rasche Auftreten mit den gehärteten Fußsohlen, was die Sache erklärt, während allerdings unvorsichtigere Leute nur zu häufig Brandwunden davontragen. Das Wunder der Unverletzlichkeit wird von den Hindu's stets als ein Zeugniß für die Macht ihres Gottes den Missionaren gegenüber geltend gemacht. Die Sitte ist übrigens neuerdings von der englischen Regierung da und dort verboten worden.

die Erhaltung alles Bestehenden. „Du bist Wischnu, du bist Brahma," heißt es in einem der Siwa-Religionsbücher; „du bist Fortschritt und Tod, Sonne und Mond, die geoffenbarte und die zeugende Natur, du bist Erde, Meer, Feuer, Wind; du bist das Gewesene und das Seinwerdende, du bist der Anordner des Weltalls, das Bewegliche und Unbewegliche, du bist der, welcher bei der Weltzerstörung erhält." — Das Symbol des Siwa nun ist das Feuer, weil nach der Meinung seiner Verehrer die Erde durch Feuer entstand, durch Feuer erhalten wird und durch Feuer vergeht. Dieses Element aber stellt sich am vollkommensten dar in der Flamme, welche nach aufwärts steigt, worin dann die unreine Phantasie der Hindu's hinwiederum eine sinnbildliche Darstellung der zeugenden Kraft, des Phallus oder (in Sanskrit) des Lingam, sieht. In ihm ist die ganze Idee des Siwaismus repräsentirt. Er ist in unsittigster Weise an den Bildern des Gottes selbst dargestellt; ihn tragen seine Anhänger in Miniatur-Abbildungen, in silberne Büchsen eingeschlossen, als religiöses Abzeichen auf der Brust; der Lingam ist dem Siwaiten, was dem Brahmanen die Brahmanenschnur ist. Um den Lingam-Dienst bewegt sich auch der Hauptcultus der Siwaiten. Es ist ein Fleischesdienst, der selbst den wenig zart fühlenden Heiden treibt, die Finsterniß aufzusuchen, um da um so ungehinderter den zuchtlosesten Orgien sich zu überlassen.

Dieser Siwa- und Lingam-Dienst also ist es, den die Badaga-Bauern mit sich auf die Berge der Nilagiri gebracht haben. Aber wenn denselben in uralter Zeit noch irgend ein „höherer" Sinn zu Grunde lag, und wenn etliche wenige Eingeweihte unter den Gelehrten des Unterlandes die symbolische Bedeutung dieses Cultus noch etwa festzuhalten vermögen, so ist derselbe natürlich für die tief herabgekommenen unwissenden Badaga's völlig verloren gegangen, und es blieb ihnen nur noch die bittere schmutzige Hefe des ohnehin unreinen Taumelweins. „Es werden," sagt Metz, „Tänze und Belustigungen der unzüchtigsten Art vor den Tempeln aufgeführt, und wenn man sie auf die Sündhaftigkeit ihres Thuns aufmerksam macht, so erwiedern sie: 'Unser Gott hat Freude daran!'"

Das Hauptobject der Anbetung ist der Mahälinga („großer Lingam"), der gewöhnlich durch einen langen, obeliskförmigen, unbehauenen Stein dargestellt wird. Der kegelförmig gebaute Tempel dieser Gottheit steht immer außerhalb des Dorfes; an seinem Ein-

gang ist „Bassappa“ (Bassawa) d. h. der Stier, als Sinnbild der zeugenden Naturkraft, aufgestellt. Auf den Lingam-Dienst weist auch jene alte Steinsäule hin, die nach der Ueberlieferung der Ueberrest eines zertrümmerten Königspalastes sein soll, nun aber als Gott verehrt wird, und für welche ein eigener Tempel errichtet ist. Aber daneben dient dem Badaga alles Mögliche sonst als Gegenstand der Anbetung, und eben dadurch wird die Richtigkeit der oben angeführten Behauptung bestätigt, daß die Religion der Badaga's nur wenig über dem gemeinen Fetischdienst stehe. Die Trümmer von Grabstätten und Wohnplätzen vergangener Geschlechter, ein altes verrostetes Messer, vor dem jede Nacht eine Lampe brennt, die kleine silberne Abbildung eines längst verstorbenen kecken Badaga-Jägers, die Figur einer Badaga-Frau, die bei dem Hinscheid ihres Mannes sich selbst dem Tode weihte, die Bergspitzen des Rangaswami und des Mukutti-Piks, der goldene Nasenring eines früher lebenden Badaga-Weibes, ferner ein alter Baum, in welchem der Jagdgott seinen Wohnsitz hat, namentlich auch verschiedene Flüsse und Bergwasser, und sonst unzählige andere Gegenstände bilden die Gottheiten, vor denen der Badaga seine Opfer darbringt. Selbst dem Gotte „Jesus Christus“, den die Missionare predigten, sollte in einem der Badaga-Dörfer ein Tempel errichtet werden; denn die Milch, die sie jeden Abend für ihn an einem bestimmten Orte zum Opfer aufstellten, war ja immer am andern Morgen verschwunden und aufgezehrt. Nur der entschiedene Protest des Missionars und der Ausbruch einer verheerenden Krankheit in diesem Dorfe verhinderte das Vorhaben.

Daß neben dem armseligen religiösen Cultus, der sich in der Darbringung von Opfergaben aller Art ausprägt, auch das ganze dunkle Treiben der Wahrsagerei, Zeichendeuterei und Zauberei sich unter den Badaga's finden werde, ist zum Voraus zu erwarten. Der Badaga fühlt sich, wie die Heidenwelt überhaupt, einer dunkeln Naturgewalt preisgegeben, mit welcher er unter steter Angst und Furcht in ununterbrochenem Kampfe liegt, und deren verderbliche Einflüsse er durch Zeichendeutung und Zauberkunst von sich abzuwehren bemüht ist. In hohem Maaße gesteigert wird diese Angst und Furcht durch die Nähe des tiefgesunkenen Stammes der Kurumba's, denen der Badaga die Macht der Zauberei in eminentem Grade zuschreibt. Ueberhaupt stehen sich die vier Stämme, welche die Nilagiri bewohnen, nicht als hülfreiche befreundete Nachbarn, sondern als lauter

unheimliche, stets gefürchtete feindliche Parteien gegenüber, die sich gegenseitig bald durch sühnende Gaben, bald durch überbietende Zaubereien im Schach zu erhalten bemüht sein müssen.

Unter solchen Umständen ist ja nicht zu verwundern, daß das häusliche und gesellschaftliche Leben der Badaga's kein erquickliches Bild darbietet. „Das Eheband unter ihnen," sagt Metz, „ist so locker, daß sie es nicht der Mühe werth halten, großen Aufwand bei ihren Hochzeiten zu machen. Der Mann kann die Frau zu irgend einer Zeit ihren Eltern zurückschicken; ebenso kann die Frau den Mann zu beliebiger Zeit wieder verlassen. Drei oder vier Probeheirathen zu machen, ist nichts Seltenes." Nur bei den höheren Kasten ist mit der Hochzeit einige Feierlichkeit (priesterliche Ceremonien, Tanz und Schmausereien) verbunden; in der Regel aber holt der Bräutigam die Braut im Hause ihres Vaters einfach ab. (Metz erzählt einen Fall, wo der Mann auch dieß nicht einmal that, sondern das Mädchen zu ihm gebracht werden mußte.) Die Braut wirft sich vor dem künftigen Eheherrn nieder, dieser setzt seinen Fuß auf ihr Haupt und spricht: Lebe, lebe, geh' und hole Wasser! — und der Ehebund ist geschlossen. Der Vater aber giebt seiner Tochter einen Ochsen oder Büffel als Mitgift mit. Im Falle der Auflösung der Ehe muß diese Mitgift dem Vater wieder zurückerstattet werden, was freilich nur zu oft Anlaß zu schweren und selbst blutigen Streitigkeiten giebt. Ein eigenthümlicher Zug von Barbarei stellt sich in den häufig vorkommenden Fällen von Weiberraub unter den Badaga's dar. Wenn ein Mann in seiner Brautwerbung kein Glück hat und das Mädchen, das er begehrt, einem Andern zur Ehe gegeben wird, so stellt er eine Anzahl kräftiger Toda's an, die sich um Lohn anheischig machen, die gewaltsame Entführung des begehrten Weibes zu vollziehen. Metz selbst ward einst mitten in der Nacht von einem Wittwer geweckt, der bereits alle Anstalten zur Entführung eines fremden Weibes getroffen und hiezu auch die Zustimmung seiner eigenen Verwandten erhalten hatte, nun aber von dem Missionar, dem Freunde des höchsten Gottes, nur noch erfahren wollte, ob ihm sein Vorhaben gelingen werde. Andererseits erzählt Metz von einem Fall, wo eine junge Frau dreimal ihrem Manne gewaltsam entführt ward, aber dreimal wieder zu ihm zurückkehrte, weil sie mit Liebe an ihm hieng. Allein meist ist der Ausgang dieser Barbareien ein viel traurigerer. Hat ein Weib selbst die Hand mit im Spiele, und die Ent-

führung gelingt nicht, so greift sie einfach zu einer Dosis Opium und vergiftet sich; oder wenn sie wider ihren Willen entführt wird und sie kann die Rückkehr zu ihrem rechtmäßigen Manne nicht bewerkstelligen, so ist abermals der Selbstmord durch Opium oder durch den Strick ihr schnelles Auskunftsmittel. Die Berichte unsrer Missionare auf den blauen Bergen sind voll von dergleichen Erfahrungen. Ueberhaupt ist die Geringschätzung des eigenen Lebens, und somit der Selbstmord, so einheimisch unter den Badaga's, daß dem raschen Zorneswort: „Ich vergifte mich," auch nur zu häufig die rasche verhängnißvolle That folgt.

Es ist dieß um so auffallender, als die Vorstellungen der Badaga's von dem Zustand der Seele nach dem Tode sehr schauerlicher Natur sind. Ihre Phantasie hat den Ort der Strafe mit allen denkbaren Formen der Qual und Peinigung ausgestattet. Wer sich durch Erhängen selber den Tod gegeben, muß in der andern Welt auf ewig mit dem Strick um den Hals an einem Baume hängen. Wer Wittwen mißhandelt, Eigenthum raubt und von den Armen Geld erpreßt, wird dort in eine stinkende Grube geworfen und muß, statt zu essen, mit Rauch sich nähren. Wer sich durch Opium vergiftet, muß in der andern Welt in alle Ewigkeit Wasser tragen und ein Opiumfeld begießen. Wer fremde Kinder betteln sieht und ihnen keine Gabe reicht, dessen Kinder müssen in der jenseitigen Welt einsam und verlassen, gequält von den Stichen der Muskito's, am Wege liegen, und Niemand erquickt sie. Wer einen Bettler nicht an seiner Mahlzeit theilnehmen läßt, muß dort rothen Schlamm essen, und Niemand erhört ihn. Frauen, die um ihrer Untreue willen verstoßen wurden, werden dort an Bäume gebunden und empfangen weder Nahrung noch Kleidung. Jeder abgeschiedene Geist muß an der Feuersäule vorbei, die am Wege zum Todtenreiche steht, und muß sie umarmen. War er böse auf Erden, so wird er vom Feuer versengt und verzehrt, und versinkt in die Hölle, wo er von einem rabenmauligen Drachen genagt wird. War er gerecht und gut, so bleibt er unbeschädigt vom Feuer; aber er hat über die Fadenbrücke zu gehen, die über den Fluß zur Stätte der Seligkeit führt. Nur wer gute Werke gethan hat, vermag den schmalen Steg zu überschreiten, ohne in die Tiefe zu versinken. Kommt er glücklich hinüber, so findet er die silberne Säule, die goldene Mauer und die Auen der Seligkeit. Dort sind die Aehren der Kornfelder eine Elle lang und so dick, wie

ein irdenes Trinkgefäß. Die Hüften der Seligen sind in feine warme Kleider gehüllt; sie baden sich in warmem Wasser, melken ihre Büffelkühe, und ihre Melkgefäße werden immer voll. Solches wird denen zu Theil, die reichlich Almosen gaben, die Hungrigen speisten, die Nackenden kleideten, nicht mit Verläumdung umgiengen, die Fremden nicht unterdrückten und nach der ihnen von Gott verliehenen Weisheit handelten. „Sie wandelten in den Wegen Gottes mit den ihnen von Gott gegebenen Füßen, sie sahen mit den ihnen von Gott gegebenen Augen, sie arbeiteten mit den ihnen von Gott gegebenen Händen, und aßen die ihnen von Gott gegebene Speise."

Es sind dieß Züge aus dem innern Gedankenleben der Badaga's, die uns trotz aller mit unterlaufenden Mißtöne einen erfrischenden Blick thun lassen in jene geheimnißvolle Werkstätte des Gewissens, das auch im Heidenherzen noch lebt und wirkt, und in welchem auch ohne besondere Offenbarung das Gesetz Gottes mit unauslöschlicher Schrift geschrieben steht. Noch deutlicher wird uns dieß aus der eigenthümlichen Leichenfeier der Badaga's, wie sie uns von den Missionaren geschildert wird.

„Nachdem das Leben erloschen ist," erzählt Metz, „so werden alsobald Vorbereitungen zur Leichenfeier getroffen, die gewöhnlich schon am andern Morgen stattfindet. Einige gehen aus, um die auswärts wohnenden Verwandten einzuladen; Andere schaffen Holz aus dem Walde herbei, und eine dritte Parthie ist beauftragt, die Kota's, welche die Feier mit Musik begleiten, herbeizurufen. Sobald der Scheiterhaufen in thurmähnlicher Gestalt errichtet ist, wird derselbe mit den Kleidern, welche samt dem Leichnam verbrannt werden sollen, bedeckt. Hierauf wird die Leiche auf einem einfachen Bette unter den Scheiterhaufen gestellt; war der Gestorbene ein Mann, so werden auch seine Ackerwerkzeuge, seine Flöte, sein Stock und eine getrocknete Kürbisschale, welche ihm in der andern Welt als Trinkgefäß dienen soll, dazu gelegt. Hiemit ist die Arbeit des ersten Tages beschlossen.

„Am nächsten Morgen versammeln sich die Leute von allen Seiten, und der Todtentanz, an welchem alle männlichen Anwesenden, besonders aber die Verwandten, sich betheiligen, beginnt. Die Tänzer, die sich oft zur wildesten Aufregung steigern und die ungeziemendsten Geberden und Bewegungen machen, scheinen es hauptsächlich darauf anzulegen, die in der Nähe stehenden Weiber zu be-

lustigen. Es kommt zuweilen vor, daß der Geist dieser unreinen Aufregung auch einzelne der Weiber ergreift, die dann mit einem Reisstößel oder einer Sichel herzunahen und in den wilden Tanz sich mischen. Hat die Sonne den Höhepunkt am Himmel erreicht, und ist nach allgemeiner Annahme der Geist des Abgeschiedenen in den Himmel eingegangen, so hört der Tanz auf. Während der ganzen Aufführung gehen die nächsten Verwandten weinend um den Leichnam herum, tragen etwas Speise auf einer Platte und erwähnen alles das Gute, das sie von dem Gestorbenen wissen."

Nach Beendigung des Tanzes beginnt diejenige Feier, die besonders eigenthümlich und ergreifend ist. „Die Anwesenden," fährt Metz fort, „sammeln sich insgesamt um die Leiche und bringen sie außerhalb des Dorfes. Dort beginnt einer der Aeltesten nach einer feststehenden Formel dreimal die Sünden des Verstorbenen singend aufzuzählen, wobei die ganze Menge das letzte Wort jedes Satzes laut wiederholt. Dieses Sündenregister aber (ein altes kanaresisches Lied, das hier in wortgetreuer Uebersetzung wiedergegeben ist) lautet [auszugsweise] folgender Maßen:

N. N. ist todt.

Hier ist Bassawa [der heilige Stier; als Repräsentant desselben wird ein Kalb bei der Feier bereit gehalten], von der Kuh Banige geboren.

Hat er (der Verstorbene) 1300 Sünden begangen, so gehen sie alle zu Bassawa's Füßen.

Er hat eine Schlange getödtet, — es ist Sünde...

Er hat Streit vernrsacht zwischen Brüdern, — es ist Sünde.

Er hat Markſteine versetzt, — es ist Sünde...

Er hat Andern die Speise vergiftet, — Sünde.

Er hat Fremden den falschen Weg gewiesen, — Sünde.

Er hat seinen Schwestern die Zähne gewiesen, — Sünde...

Er hat seinen Nachbar um seinen guten Büffel beneidet, — Sünde.

Er hat mit einem Ochsen gepflügt, der zu jung zur Arbeit war, — Sünde.

Er hat eines Andern Weib begehrt, — Sünde.

Er hat das Feuer denen verweigert, die von Kälte litten, und Speise denen, die hungerten, — Sünde.

Er hat die eigenen Leute verstoßen und Fremde an ihrer Statt eingeladen, — Sünde.

Er hat den Armen kein Almosen gegeben, — Sünde.

Wenn sein Kleid an einem Dorn hängen blieb, riß er es im Zorn weg, — Sünde.

Er ist auf einer Bank gesessen, während sein Schwiegervater sich mit einem Sitz auf dem Boden begnügen mußte, — Sünde.

Er hat seinen Fuß wider seine Mutter erhoben, — Sünde.

Ob seine eigenen Sünden und die seiner Eltern sich auf 1300 belaufen, mögen sie alle zu Bassawa's Füßen gehen!

Das Gemach des Todes öffne sich; das Meer nähere sich; die einem Faden ähnliche Brücke stehe fest; des Drachen Mund bleibe zugehalten und der Hölle Thüren verschlossen; die Wohnungen des Himmels werden geöffnet. Er ziehe sicher, obgleich der Pfad dornig ist; die silberne Säule soll nicht ferne sein; er nähere sich der goldenen Mauer, und die brennende Säule soll kalt sein. Ja, es seien ihm alle seine Sünden vergeben, und es stehe wohl um ihn.

Ja, es sei Alles wohl!

„Nun werden alle die genannten Sünden auf ein Kalb gelegt, das zu diesem Zweck in Bereitschaft gehalten wird. Es ist der Repräsentant des 'Bassawa', des heiligen Stiers, der alle Sünden auf sich nimmt und wegnimmt, damit dem Verstorbenen volle Vergebung zu Theil werde. — Hierauf ziehen die nächsten Verwandten dreimal um den Leichnam herum, mit Erde auf ihren Häuptern und Aexten in der Hand, und legen ein wenig Staub auf das Gesicht der Leiche. Diese wird nun an das Ufer eines Flusses gebracht und daselbst samt den Kleidern, womit der Scheiterhaufen belegt war, und mit den Kleinodien und Werkzeugen, welche der Verstorbene hatte, verbrannt... Am andern Morgen wird die Asche des Leichnams gesammelt und in den Fluß geworfen. Als Zeichen der Trauer aber scheeren sich die männlichen Verwandten das Haupt und den Bart."

Diese eigenthümliche Ceremonie der Uebertragung der Sünden eines Menschen auf ein Thier ist es, was Einige zu der barocken Annahme veranlaßt hat, die Badaga's seien Nachkommen des israelitischen Volkes, und jene Feier sei ein Ueberrest jenes levitischen Sühnungsaktes, bei welchem ein Bock die Sünden des Volkes zu tragen hatte. Man vergißt, daß auch in dem Herzen des Heiden das Bewußtsein der Sünde, das Bedürfniß nach einer Versöhnung, und die Ahnung von der Nothwendigkeit eines stellvertretenden, sündentilgenden Opfers wohnt. Daß freilich unter einem so verkümmerten Völklein, wie die Badaga's sind, sich ein so auffallend lebendiger und anschaulicher Typus von dem Allem findet, ist sehr lehrreich. Doch würde man sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß eben diese Badaga's um jener ihnen geläufigen Anschauung willen, wie sie sich in ihren Leichenfeiern ausspricht, für das Evangelium und seine Lehre von der Versöhnung in Christo empfänglicher seien, als Andere. Denn jenes alte kanaresische Sündenregister und jener Sühnakt mittelst des Kalbes hat keinen ernstlichen Widerhall in dem Gefühl des Volkes.

Dieses Gefühl, dieses lebensvolle Bewußtsein von der Sünde und von der Nothwendigkeit einer sündentilgenden Gnade, muß in ihm ebenso neu erst geweckt werden, wie bei jedem andern Heidenvolke.

Frischer und wirksamer jedoch scheint in dem Volksgeiste der Badaga's jene natürliche Lebensweisheit zu wohnen, die sowohl aus dem allgemeinen sittlichen Bewußtsein, als aus der Beobachtung menschlicher Zustände ihre Regeln und Schlüsse schöpft, und die sich in den Sprichwörtern eines Volkes darstellt. Hören wir etliche derselben.

„Wenn du deines Bruders Kleid trägst, ist es gerade, als wenn du dich in die Haut eines Tigers hülltest. — Als er nichts hatte, war er zufrieden; nun er reich ist, ist er mißvergnügt. — Reichthümer, im Staatsdienst gesammelt, sind eine Säule, die im Sumpfe errichtet ist. — Ob wir auch unsre Habe verlieren, ist es doch nicht recht, einem Andern Schaden zuzufügen. — Thue Alles zu rechter Zeit; manche Leute verlieren die Ernte eines ganzen Jahres um einer einzigen Mahlzeit willen. — Alle Spieler sind für die Hölle bestimmt. — Beobachte die Sprünge eines Kindes, und du kannst voraussagen, wie es als Mann sich betragen wird. — Wenn du einen seltsamen Traum hast, so stehe auf und überlege ihn. — Wie die Mutter, so die Kinder. — Ist der Karry (Zugemüse) ohne Geschmack, so kannst du ihn salzen; hat aber das Salz den Geschmack verloren, womit kann man es schmackhaft machen? — Uebersättigung verursacht Schnaufen; zu viele Worte führen zu Streitigkeiten. — Wenn du einen Büffel und einen Ochsen zusammenspannst, wird der eine nach dem Sumpfe, der andere nach der Berge Spitzen schieben. — Hast du einige Kenntniß erworben, so rede; wo nicht, so ists besser, du schweigst. — Der Müssiggänger, wie der Pfau, fürchtet sich vor dem Regen. — An der Spitze seiner Zunge hat er Zucker, aber an ihrem Ende nichts als Gift. — Was nützt eine Violine dem Tauben oder ein Spiegel dem Blinden? — Während der Schelm Reis ißt, muß der ehrliche Mann sich mit Hirse begnügen. — Du magst eine Quelle verstopfen, aber das Maul eines Andern kannst du nicht verschließen. — Unterwirf dich dem, was du nicht ändern kannst. — Ein zorniger Mann verzehrt sich selbst. — Sind wir wohlwollend gegen Waisen, so werden unsre Kinder von selbst aufwachsen. — Der Sohn muß seines Vaters Schulden zahlen. — Ein leidenschaftliches Weib ist so schlimm, als ein Haus, durch das der Regen dringt. — Einen Menschen mag

man hintergehen, aber wer mag Gott täuschen? — Er hat Andern geholfen, aber sich selbst kann er nicht helfen. — Einen Reichen ehrt selbst der wilde Elephant; aber gegen den Armen hebt selbst die kleine Ameise einen Stein auf. — Wenn du ihm die Wahrheit sagst, schlägt er dich. — Reichthum ist die Ursache der Feindschaft; Armuth ist wie Gold. — Wenn du die Außenseite ansiehst, ists großartig; schaue hinein, und du findest es leer. — Ein Geizhals ist wie ein Baum mit Früchten, die du nicht erreichen kannst. — Wenn ein Sklave reich wird, will er auch des Nachts einen Schirm tragen, um sich gegen die Sonne zu schützen. — Er bittet seinen Freund nicht, sich zu entfernen; aber er macht einen solchen Rauch ins Haus, daß er es verlassen muß."

Dieß ist das Charakterbild des Völkleins, welches seit 14 Jahren vornehmlich der Gegenstand der treuen und geduldigen Arbeit unsrer Missionare gewesen ist, und aus welchem sich, wie wir später sehen werden, nun der erste hoffnungsreiche Ansatz einer Christengemeinde gebildet hat.

---

4. Die Kota's und Kurumba's.

Wesentlich verschieden von den beiden Stämmen der Toda's und Badaga's sind die Kôta's, — ein Name, welcher „Kuhschlächter" bedeutet (eigentlich: Kôhata's, von Ko die Kuh, und Hata schlachten). Die Toda's nennen sie Cuvs d. h. Handwerker oder Kunstleute, weil sie in Gewerben und Künsten allen übrigen Bergstämmen nicht nur voranstehen, sondern ihnen eben dadurch unentbehrlich sind.

Von woher sie auf die Nilagiri einwanderten, ist bis jetzt nicht mit Sicherheit ermittelt. Einige Eigenthümlichkeiten aber, namentlich ihre Sprache (ein kanaresischer Dialekt), weisen auf das Meisur-Hochland, als ihren ursprünglichen Wohnsitz. Daß sie aber nach den Toda's, mit deren Sprache übrigens die ihrige sehr nahe verwandt ist, auf die Berge kamen, dafür zeugt der Umstand, daß auch sie, wie die Badaga's, Jene als die Grundherren anerkennen und ihnen Abgaben entrichten. Ihre Gesammtzahl beläuft sich jetzt (nach Metz) auf etwa 1000 Seelen, die in sieben, übrigens über das ganze Bergland zerstreuten Dörfern wohnen. Jede dieser Dorfschaften trägt den Namen Kota-giri (Kotargiri, Kotagerry). Sie haben mit

denen der Badaga's viel Aehnlichkeit; die Hütten sind aber meist besser gebaut als die der Badaga's, und in der Regel sehr malerisch gelegen, aber im Innern sehr unrein und schmutzig. Selbst die Badaga's, deren Vorzug wahrlich nicht in der Reinlichkeit besteht, gefallen sich darin, den Kota's ihr überaus schmutziges Wesen zum Vorwurf zu machen; und Missionar Metz, der im Umgang mit den Bergstämmen das Aeußerste in der Selbstverläugnung und in der Ueberwindung des Ekels um des Herrn willen zu leisten im Stande war, vermochte es nicht über sich, „ihnen Milch abzukaufen." Auf dieselbe Eigenschaft weist auch ihre Nahrung hin. Denn obwohl Gerste und mehrere Kornarten ihre Hauptnahrung ausmachen, so ist doch ihre Lieblingsspeise Fleisch, und zwar verschmähen sie das Aas nicht, das der wilde Hund, der Schakal und der Tiger etwa übrig ließ. Sie ziehen stets den Zügen der Händler über die Bergpässe nach, weil sie leicht berechnen können, daß einige der Lastochsen unterwegs fallen werden, und über diese stürzen sie dann her wie die Geier, mit denen sie sich um die Beute streiten. Auch den Todtenfesten der Toda's und Badaga's wohnen sie stets bei und nehmen dann die geschlachteten Thiere in Empfang, um ihnen die Haut abzuziehen, das Fleisch aber zu verzehren und die Gerippe abzunagen. „Wenn eine Seuche," sagt Metz, „die Heerden der Toda's und Badaga's heimsucht, so scheinen die Kota's am besten sich zu befinden." Leider ist bei ihnen der Opiumgenuß in einem Maaße einheimisch, wie bei keinem der übrigen Stämme. „Da sie nicht im Stande sind," sagt Metz, „zubereiteten Stoff zu kaufen, so sammeln sie die Schalen der Mohnköpfe, sieden sie und erhalten dadurch ein betäubendes Getränk, das sie in solcher Quantität trinken, als wäre es Wasser." In dieser verderblichen Sitte ist wohl auch der Grund zu suchen, warum sie, obwohl an Gestalt mitunter von kräftigem Schlag, dennoch in der Regel ein leiblich verkümmertes elendes Geschlecht sind.

Die Kota's sind der einzige Stamm auf den Nilagiri, der sich neben wenigem Feldbau mit Gewerben abgiebt. Sie sind Gerber, — eine Beschäftigung, welche alle Hindu's mit religiösem Abscheu betrachten. Lederbereitung und Lederhandel nach dem Tiefland giebt ihnen Wohlstand; denn die Nilagiri-Büffelhäute geben das beste Sohlenleder und dienen zu den besten Sattler-Arbeiten in ganz Hindustan. Sie sind die Schmiede in Erz, Eisen, Silber und Gold, und nehmen als solche eine so wichtige Stellung unter den

übrigen Stämmen ein, daß ohne sie Alles auf den Bergen in Stockung geriethe. Die Badaga's sind von ihnen in Betreff ihrer Pflüge, die Toda's in Betreff ihrer Ringe und anderer Zierrathen völlig abhängig. Auch als Töpfer, Seiler, Korbflechter und Zimmerleute nehmen sie auf den Bergen einen wichtigen Raum ein. Dabei scheinen alle diese Künste und Gewerbe erblich in den Familien zu sein, obwohl sie keine Kaste haben. Besonders wichtig aber sind sie als die Musikanten der Nilagiri. Das Horn, sowie eine Art Pfeife und das Tomtom sind ihre Instrumente. Ihre Musik, oft mit Gesang und Tanz verbunden, ist freilich für ein europäisches Ohr nicht eben harmonisch; aber durch dieselbe sind sie den übrigen Stämmen unentbehrlich. Bei allen Festlichkeiten, bei Hochzeiten oder Todtenfeiern, bei Volks- und Götterfesten, darf der Kota-Musikant nicht fehlen.

Die Vielweiberei herrscht bei ihnen ebenso wenig, als die Vielmännerei. „In der Regel sucht sich ein heirathslustiger Kota eine Frau in irgend einem andern Dorfe seiner Stammgenossen, da es unter ihnen nicht an Frauen mangelt, wie solches bei den Toda's und Badaga's der Fall ist. Deßhalb entstehen auch in dieser Hinsicht selten Streitigkeiten unter ihnen.... Aber die Scheidung der Ehen ist leicht, der Ehebruch häufig." (Metz.) Ueberhaupt stehen sie in sittlicher Beziehung auf einer überaus niedrigen Stufe.

Was ihre religiösen Begriffe und Uebungen betrifft, so ist darüber kaum etwas zu sagen. In jedem der sieben Kotagiri's stehen zwei Tempel (oder heilige Hütten), die vorn und an der Rückseite offen sind. Der eine ist dem Gott Siwa, der andere seiner Gemahlin geweiht. Beide Gottheiten werden durch eine dünne Silberplatte dargestellt, welche an einem Pfosten angebracht ist und das Palladium des Tempels zu enthalten scheint. Sonst findet sich kein Götzenbild darin. Das Götzenfest wird alljährlich im Merz vom Vollmond bis zum Neumond, also unmittelbar vor dem Anfang der neuen Saatzeit, 15 Tage lang gefeiert. Die Opfer bestehen gewöhnlich in kleinen Geldstücken, die unter allerlei Zeichen der Anbetung vor den Tempel gebracht und dann unter die Priesterfamilien vertheilt werden. Diese kaufen damit Korn, Zucker und Anderes, und bereiten daraus unter mancherlei Ceremonien eine Mahlzeit, an welcher sämmtliche Dorfbewohner, sowie fremde Kota's, die gerade anwesend sind, theilnehmen. Am Abend beschließt ein großes Feuer mit Tanz, der bis zur Mitternacht währt, und woran Männer und Weiber theilnehmen,

das Fest. An den folgenden Tagen bis zum Neumond wiederholt sich des Gleiche. Nach altem Brauch müssen dabei immer auch einige Aelteste der Badaga's erscheinen, um das Fest zu verherrlichen. Wie roh, gräulich und wüst es aber meist dabei zugeht, ist nicht schwer zu begreifen.

Neben diesem jährlichen Götterfest wird noch jedes Jahr eine allgemeine Todtenfeier gehalten, die denen der Badaga's ähnlich ist. Nur fehlt hier die Sitte, ein Thier mit den Sünden des Verstorbenen zu beladen. Bei dem gemeinsamen Gastmahl, das drei oder vier Tage hindurch dauert, wird die Asche der verstorbenen Verwandten gesammelt und auf einen Haufen gebracht. Um diesen zieht man lärmend und tanzend umher und erlaubt sich dabei „Ausschweifungen der allergröbsten Art." Von irgend einer höheren Weihe, von einer Erhebung über den rohesten Materialismus, ist bei diesem armen Geschlechte keine Spur vorhanden. —

Es bleibt uns noch der vierte Stamm der Nilagiri zu betrachten übrig, — die Kurumba's. Sie sind unverkennbar das verkommenste elendeste Geschlecht auf den Bergen, „wahre Wilde", wie Ritter sie nennt, von den Toda's und Badaga's tödtlich gehaßt und aufs ängstlichste gefürchtet, und doch den Badaga's unentbehrlich, weil sie (die Kurumba's) ihnen als Priester zu dienen pflegen. Nach den verschiedenen Berichten von Ritter und Metz scheint es wahrscheinlich, daß sie die ältesten, die eigentlichen Ur-Einwohner der Nilagiri waren, und daß sie erst durch die Toda's (vielleicht vor acht Jahrhunderten) von dem freien weidereichen Hochland in die Waldungen der Gebirgsabhänge verdrängt wurden, welche nun ihren trübseligen Aufenthaltsort bilden. Daraus mag der tiefe Respekt sich erklären, den die Kurumba's den Toda's bezeugen, — ein Respekt, wie ihn nur ein Vasall seinem Lehensherrn, ein Besiegter seinem mächtigen Ueberwinder zu zollen pflegt. Auch nennen sie dieselben nie mit ihrem Namen, sondern stets mit den Titeln Herr und Gebieter. Die Toda's ihrerseits begegnen ihnen mit großer Verachtung und nennen sie (nach Ritter) Curb d. h. die Thal- oder Schluchtenbewohner, während sie selbst (die Toda's) als die Höhenbewohner die obern Distrikte einnehmen.*)

*) Der Name Kurumba kommt bei verschiedenen Bergstämmen des südlichen Indiens vor. Er hat zwei Ableitungen; es könnte Streiter oder Bergbewohner bedeuten. Im Tamil und Malealam steht es noch im Gebrauch für

Die Kurumba's sind „klein von Gestalt, elend, schwarzbraun von Farbe, ihr Kopf mit dünnem Haar kränklich bewachsen; sie haben kleine, immer entzündete, triefende Augen, sind dickleibig, und stets fließt ihnen Speichel aus dem Munde; ebenso sind die Weiber und Kinder." Verwildert und von aller Civilisation entblößt, kennen sie keinen andern Schmuck, als jene armseligen Zierrathen von geflochtenem Stroh, das sie auf dem Kopf, am Hals, an Armen und Handgelenken anzubringen verstehen, — „ihre einzige zierliche Kunst." Ihre Dörfer, am Rande des Gebirgslandes in mittlerer Berghöhe, zumal an Schluchten und Thälern gelegen, und zwar mitten im Fieberklima, das allen Andern den Tod bringt, sind elende Hütten aus Baumzweigen mit Gras bedeckt, ohne irgendwelche Ausstattung zur Bequemlichkeit, kaum zum Schutz gegen Wind und Wetter genügend. Ungewandt in allen Künsten des Lebens, unbekannt selbst mit dem Pflug, bebauen sie höchstens kleine Felder mit geringen Kornarten, wie Hirse, oder mit Bananen, verschiedenen Obstarten, und mit Wurzelwerk, sammeln wilden Honig, Weihrauch und Anderes, und versehen mit diesen Dingen die Höhenbewohner und die Reisenden. Besondere Heirathsgebräuche und förmliche Ehen fehlen ihnen; erst wenn Mann und Weib eine Zeitlang in Gemeinschaft gelebt haben, feiern sie in Gegenwart der Freunde eine Ceremonie, zum Zeichen, daß sie lebenslang vereint bleiben wollen. Beide setzen sich neben einander und lassen sich Wasser über die Köpfe gießen; es ist eine Art religiöser Reinigung, — wahrscheinlich zugleich das erste Waschen in ihrem Leben, — worauf sie neue Kleider anziehen und zum Tanz und Schmaus sich erheben.

Was aber bei den Kurumba's bei weitem am meisten ins Gewicht fällt, das ist ihr Verhältniß zu den übrigen Stämmen der Nilagiri's. Auf der einen Seite nemlich dienen sie denselben nicht nur gleich den Kota's als Musikanten, sondern auch, namentlich den

---

einen insolenten Kerl, was aber nichts beweist für diese oder jene Ableitung. Im Tulu und Kanaresischen bedeutet es einen Schafhirten, und wird nach der Art dieser Sprachen des verklingenden Nasenlauts (nb) beraubt, also „Kuruba" ausgesprochen, woraus die Engländer „Curb" gemacht haben. Uebrigens stehen sich die Kurumba's der verschiedenen Gebirge unter einander sehr fern und wissen von keiner Stammesverwandtschaft, haben auch ganz verschiedene Beschäftigungen, wohl in Folge weit auseinander gehender Schicksale. (Handschriftliche Mittheilung von Miss. Dr. Gundert.)

Badaga's, als Priester. „Jeder Badaga-Distrikt," sagt Metz, „hat seinen eigenen Kurumba-Priester. Dieser wohnt zwar in seinem eigenen Dorfe in den Waldniederungen, begiebt sich aber zur Saatzeit auf die Berge und streut den ersten Samen aus. Ist die Saat reif geworden, so ist er es auch, der zuerst die Sichel anlegt. Wird etwa in der Zwischenzeit das Feld vom Ungeziefer angefallen, so wird er herbeigerufen, um eine gewisse Ceremonie zu verrichten, wobei er Töne ausstößt, wie die eines brummenden Kalbes. Die Badaga's glauben, daß auf diese Weise das verderbliche Ungeziefer getödtet werde. Für all diese Dienste wird der Priester entweder mit Frucht oder mit Geld bezahlt."

. Man erkennt sogleich, daß dieser „priesterliche" Dienst im Grunde nichts anderes ist, als der eines Zauberers, und dieß ist die andere Seite des Verhältnisses, in welchem die Kurumba's zu den übrigen Bergstämmen stehen. Sie sind gewissermaßen die Zigeuner der Nilagiri. Die Badaga's sehen in ihnen, namentlich in zwei Abtheilungen derselben, die mächtigsten Zauberer und fürchten sie dermaßen, daß es schon öfters vorkam, daß, wenn ein einzelner Badaga-Wanderer einem solchen Kurumba einsam im Walde begegnete, Jener in Folge des Schreckens starb. Man schreibt ihrer Zauberei nicht nur einzelne Krankheiten und Todesfälle,*) sowie Seuchen

*) Missionar Metz erzählt von einem kranken Badaga's, zu dem er gerufen worden sei. „Da er über Härte im Magen klagte, so vermuthete ich, er leide an einer Erkältung, und gab ihm ein schweißtreibendes Mittel. Er fühlte bald darauf Erleichterung, und ich ordnete nichts Weiteres an. Einige Tage später aber erhielt ich die Anzeige, der junge Mann sei gestorben; ich möchte der Leichenfeier auch anwohnen. Bei meiner Ankunft verlangte der Vater des Verstorbenen, daß ich in Gegenwart der ganzen Versammlung (600 bis 700 Personen) den Leichnam öffne, weil er samt den Anverwandten überzeugt sei, sein Sohn sei an den Folgen der Verzauberung eines Kurumba-Priesters gestorben. Ich lehnte dieses ab und vertheidigte den betreffenden Kurumba, so gut ich konnte. Als ich mich am andern Morgen wieder dorthin begab, um der Versammlung das Wort des Lebens ans Herz zu legen, kam mir eine ganze Masse Volks entgegen, welche sagten, ich hätte mit großem Unrecht den Kurumba vertheidigt; denn als sie die Asche des verbrannten Leichnams untersuchten, hätte der diensthuende Kurumba selbst zwei Hühnerfüße, ein Stück Kaktus und ein paar rohe Fruchtkörner, welches Alles die Flammen nur halb verzehrt hätten, aus dem Magen genommen. So sei nun die Ursache der Magenschmerzen, über welche der junge Mensch seiner Zeit geklagt habe, hinreichend erklärt. Alle meine Bemühungen, die Leute davon zu überzeugen, daß der Kurumba unmöglich die erwähnten Gegenstände in den

unter dem Vieh und dergleichen zu, sondern auch den Ruin ganzer Stammesabtheilungen unter den Toda's und Badaga's zu, und die Folge davon ist jener tödtliche Haß, der sich nicht selten in den blutigsten Auftritten Luft macht. Metz erzählt, daß vor 12 Jahren nicht weniger als 60 bis 70 Kurumba's ermordet worden seien, weil man ihnen gewisse Unglücksfälle Schuld gab. „Die übrigen Bergstämme," sagt Metz, „würden die Ausrottung der Kurumba's als die größte Wohlthat ansehen; ja oft legten sie mir die Bitte nahe, ich möchte sie doch von diesem ihnen so furchtbaren Geschlechte befreien; dann würden sie meinen Namen mit Ruhm den künftigen Geschlechtern überliefern."

Wohin die Sendboten des Evangeliums in der ganzen heidnischen Welt gekommen sind, hat man ihnen ähnliche Bitten vorgelegt. Sie sollten die Feinde des Volkes vertilgen helfen; sie sollten den Leidenschaften des natürlichen Herzens Befriedigung schaffen, und bald Brod für die Hungernden, bald Feuer über die Widerwärtigen vom Himmel fallen lassen. Hätten sie dazu Macht und Beruf, so würden sie schnell die Lieblinge der Menge werden, und „ihr Name würde mit Ruhm den kommenden Geschlechtern überliefert." Aber wie ihr Meister nicht gekommen war, der Menschen Seelen zu verderben, sondern sie zu erhalten, so auch sie, seine Knechte. Und doch ist es das eigentliche Ziel der Basler Mission, welche auf den Nilagiri ihr Werk begonnen hat, jene Bitte der Toda's und Badaga's, freilich in ganz anderer Weise, als sie gemeint war, zu erfüllen. Befreit sollen sie werden, nicht von der Anwesenheit der Kurumba's, sondern von ihrer Angst und Furcht; befreit sollen sie werden durch die Macht der Wahrheit und Liebe, die in Christo Jesu ist, und an dieser wahrhaftigen Freiheit sollen nicht bloß die Toda's und Badaga's, sondern auch die Kota's und selbst die Kurumba's seligen Antheil gewinnen, bis alle diese Volksstämme zusammen Ein frohes, freies und wahrhaft glückliches Brudervolk bilden, aus dessen Mitte das nimmer schweigende Lob des Sohnes Gottes ertönt. Dann, ja dann werden wohl in anderem Sinne, als die heidnischen Stämme

---

Magen des Gestorbenen während seiner Lebzeiten habe bringen können, waren umsonst. Der schlaue Priester aber, als er sah, daß er nichts zu fürchten habe, benützte den Aberglauben des Volks und bestätigte ihre Aussage, indem er wiederholt erklärte, der junge Mensch sei an den Folgen der Verzauberung gestorben."

es meinten, die Namen der theuern Knechte Gottes, die jetzt unter ihnen arbeiten, mit Dank und Liebe den künftigen Generationen überliefert werden.

In einem späteren Hefte werden wir, so Gott will, die Geschichte unsrer dortigen Basler Mission und die Einsammlung der Erstlinge aus den Badaga's kennen lernen.

Missionsliteratur.

Missionsbüchlein. Zum Besten des badischen Missionsvereins. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Heidelberg, Verlag von Karl Winter. 1860. (Preis einzeln im Buchhandel 6 Kr. oder 2 Neugroschen; in Parthien bei unmittelbarer Bestellung und gegen Vorausbezahlung 1¼ Neugroschen.)

Mit wahrem Danke begrüßen wir die neue bis aufs J. 1860 fortgeführte Bearbeitung des trefflichen Büchleins. Es ist dem lieben Verfasser (Pfr. Fink im Badischen) in seltener Weise gelungen, in so kleinem Raum so vielen und reichen Stoff zusammenzufassen und Alles in so kindlich klarer und doch biblisch gesalbter Sprache darzulegen. Dieß Büchlein sollte keinem Pfarrer, keinem Schullehrer, keinem Missionsfreund fehlen, und wem es daran gelegen ist, die Kenntniß der heiligen Sache der Mission und die Liebe zu ihr auch in Andern zu wecken, der kann nicht leicht ein Schriftchen finden, das zur leichten Verbreitung geeigneter und gewiß in seinen Wirkungen gesegneter wäre.

Das Ganze ist katechismusartig in Fragen und Antworten bearbeitet, wobei überall der besprochene Stoff zugleich mit Bibelstellen beleuchtet ist. Der erste Theil handelt von „Christus und der Christenheit," woran sich als zweiter Theil „die Menschheit ohne Christus" d. h. die Heiden, die Juden und die Muhamedaner anreihen. Ihr religiöser, sittlicher und socialer Zustand wird kurz, aber treffend und so vollständig, als es im Allgemeinen nöthig ist, gezeichnet. Der dritte Theil dann handelt von der „Mission". Hier wird Bericht gegeben über ihr Wesen, über die Missionare, über die Geschichte der altchristlichen Mission, über die Art der Thätigkeit der Missionare, über die Aufnahme ihrer Predigt bei den Heiden, über die Wirkungen im Wandel der Neubekehrten ꝛc. Dann wird der gegenwärtige Stand (1860) der Mission in allen Ländern trefflich gezeichnet. Daran schließen sich Erklärungen über die Missionsanstalten und Vereine, und über die Art ihrer Wirksamkeit. Endlich wird die Frage vortrefflich beantwortet: Kann ich denn auch etwas für die Mission thun? Das Ganze schließt mit einem gesalbten Gebet für die Sache der Mission. Im Anhang befindet sich ein statistischer Ueberblick über die Missionswelt, während der Umschlag des Büchleins eine kleine anschauliche Missionskarte von der ganzen Erde aufweist.

Die Nilagiri
und die Basler Mission.

(I. Das Land und die Volksstämme.)

1. Die Berginsel.

Die evangelische Missionsgesellschaft von Basel hat im Jahr 1834 ihre Arbeiten in Ostindien begonnen. Sie ist zu diesem Schritt durch besondere providentielle Fügungen veranlaßt worden. Ihr erstes Arbeitsfeld war ihr einst in den kaukasischen Ländern des asiatischen Rußland angewiesen. Eine Reihe wichtiger Missionsplätze wurde dort Schritt für Schritt besetzt, und die ausgestreute Saat fieng eben an, herrliche Früchte zu tragen. Unter den Armeniern insbesondere (in Schuscha und Schāmachi) begann schon ein neues hoffnungsreiches Leben des Geistes sich zu regen. Noch heute, nachdem die Basler Missionare seit mehr als 25 Jahren jene gesegneten Stätten ihrer ersten Arbeit verlassen haben, dauern die mächtigen Wirkungen des von ihnen gepredigten Wortes ununterbrochen fort. Aber die Eifersucht der russischen Geistlichkeit und der strenge unerbittliche Wille des Kaisers Nikolaus I setzte dem vielversprechenden Werke plötzlich ein Ziel. Alle unsere Missionare verließen das Reich, weil sie für die Evangelisation der heidnischen und armenischen Bevölkerung nichts mehr thun konnten und durften. Dieß geschah im Jahr 1833.

In demselben Zeitpunkt wurde die Ostindische Compagnie, welche damals noch das Scepter über die Millionen Hindustans schwang, durch die öffentliche Meinung Englands und dann auch durch den

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard - Euroskala Offset